Neue auserlesene Bibliothek der vorzüglichsten pädagogischen Schriftsteller Deutschlands.

Erster Theil. (4)

J. Glatz rothes Buch.

Viertes Bändchen.

Reutlingen
in J. J. Mäckens des Jüngern Buchhandlung.
1801.

Das rothe Buch

oder

Unterhaltungen

für

Knaben und Mädchen.

Ein Lesebuch,
mit Rücksicht auf das Alter der Leser bearbeitet,

von

Jakob Glatz,
Lehrer am Erziehungsinstitute in Schnepfenthal.

Viertes und leztes Bändchen,
für Kinder von 11 bis 13 Jahren.

Reutlingen
in J. J. Mäckens Buchhandlung.
1801.

Vorrede.

Mit diesem Bändchen wird gegenwärtiges Lesebuch beschlossen. Ich habe dabey nur folgendes zu erinnern. So sehr ich auch gegen die Kompilationen bin, die sich ein beträchtlicher Theil der — ich möchte sagen erwerbenden Jugendschriftsteller erlaubet: so habe ich doch kein Bedenken getragen, in diesem Bändchen selbst einige bereits gedruckte Aufsätze aufzunehmen, was bey den drey ersten (wenige eingestreute Gedichte und Anek-

doten ausgenommen) nicht der Fall war. Ich hoffe, man wird mir dieses verzeihen, wenn man dabey nicht unbemerkt läßt, daß die gedachten Aufsätze des gegenwärtigen Bändchens aus Büchern genommen sind, die nicht in die Hände derjenigen Jugend kommen, wenigstens nicht kommen sollten, für die das rothe Buch bestimmt ist, wie dieses die angegebenen Quellen ausweisen werden, aus denen ich geschöpft habe. Die Aufsätze, bey denen nicht bemerkt ist, daß sie fremdes Eigenthum sind, rühren von mir.

Die über den ersten und zweyten Theil dieses Buchs öffentlich gefällten Urtheile, die mir bis jetzt bekannt worden sind, waren im Ganzen vortheilhaft und einige schmeichelhaft

für mich. Sie ermuntern mich, auf dem betretenen Wege fortzugehen und das meinige zum Besten der Jugend, deren Wohl mir am Herzen liegt, beyzutragen. Die wenigen Erinnerungen, die man gegen einige Erzählungen machte, waren von der Art, daß ich es nicht nöthig finde, mich in eine widerlegende Erörterung derselben einzulassen. Sie sollen von mir nicht unbenutzt bleiben.

Bloß über eine Bemerkung des Recensenten meines Buchs in Schmidts lehrreicher „Allgemeinen Bibliothek der neuesten theolog. und pädagog. Literatur" (Band IV. 3s Stück) will ich ein Paar Worte sagen, nicht um zu widerlegen, sondern mich zu verständigen. Der Rec. meynt nemlich, einige Erzählungen des ro-

then Buches wären für das auf dem Titel angegebene Alter zu leicht und paßten nur für jüngere Leser. Ich habe mich an einem andern Orte, in dem ersten Bändchen meines Unterhaltungsbuches der kleinen Familie von Grünthal über Lesebücher für ein zarteres Alter kürzlich dahin erklärt, daß sie eben nicht darauf ausgehen dürften, den Verstand mit vielen Kenntnissen zu bereichern und den Kleinen ängstlich moralische Begriffe beyzubringen; es wäre schon genug, wenn sie leichtverständliche und unterhaltende Erzählungen enthielten. Lehrbücher sollen sie nicht seyn. Nach dieser Ansicht der Sache bearbeitete ich vorzüglich den ersten Theil des rothen Buches; er mußte ganz leichte Aufsätze enthalten, wenn die kleinen Leser diese mit Leichtigkeit und ohne durch Erklärun-

gen des Lehrers unterbrochen zu werden in Einem fort lesen sollten. Man denke dabey nur immer daran, daß dabey vorzüglich auf Uebung im lauten und ausdrucksvollen Lesen Rücksicht genommen worden ist: so wird man, hoff' ich, den Verf. mit Billigkeit beurtheilen. Ins tadelhafte Kindische glaube ich nicht gefallen zu seyn, dieß ist mir herzlich zuwider und was der Rec. darüber sagt, ist mir aus der Seele geschrieben und stimmt auch mit meinen Erfahrungen völlig überein. Es kann den Jugendschriftstellern nicht nachdrücklich genug zugerufen werden: Zeigt euch als Kinderfreunde, aber nicht als Kinder! laßt euch zu den Schwachen herab; aber sucht sie dadurch stärker zu machen, höher zu heben! sprecht in einem kindlich naiven, herzlichen Tone zu ihnen; aber

macht ihnen nur durch alberne Tändeleyen, und empfindelnde, schwachmüthige Tiraden keine Langeweile! Möchte doch das rothe Buch seinen Lesern diese nicht machen und mir die Freude zu Theil werden, die aus dem Bewußtseyn hervor gienge, durch diese Schrift in der Jugendwelt einiges Gute gestiftet zu haben.

Schnepfenthal,
den 7ten August 1801.

J. Glatz.

Inhalt

des rothen Buchs.

Erstes Bändchen.

		Seite
1.	Herr Wald und seine Kinder	1
2.	Siegfried und Martin (Erkenntlichkeit)	5
3.	Das Eichhörnchen	8
4.	Mätzchen	12
5.	Die Ostereyer	14
6.	Macht Präsente im Stillen	18

Seite

7. Geschwisterliebe 22

8. Der ist unverständig, der einen guten Rath nicht befolgt 26

9. Verständig und unverständig . . 31

10. Die weiße Henne 40

11. Der kleine Matthis weint und droht einem Hühnerfeinde 46

12. Da hast du's, böser Hünerfeind! . 51

13. Wen man am liebsten hat, dem schenkt man das liebste 56

14. Reinlichkeit 61

15. Der Sturmläufer (frühes Einschlafen des Abends) 70

16. Lüsternheit 77

17. Der lüsterne Knabe . . . 79

18. Der witzige Flatterer . . . 90

19. Die Sparbüchse 90

20. Das Reitpferd 94

21. Karl und Peter, die kleinen Papp-Arbeiter 100

Seite

22. Der Wind 108
23. Der Luftsegler 114
24. Ein Strich durch die Rechnung . 118
25. Gust ärgert sich 122
26. Eine gar sonderbare Spatzierfahrt . 128
27. Peter Duns 135
28. Ein Spiel 135
29. Es werden Pfänder ausgelöst . 146
30. Hans Jürgen 155
31. Hans Jakob 157

Zweytes Bändchen.

1. Ein Fehler bleibt ein Fehler, und wenn ihn auch hundert tausend Menschen begehen 1
2. Anton läuft gewaltig an . . 9
3. Der Unbescheidne . . . 17
4. Die Freundschaft 24

Seite

5. Ein Nachtwächter-Lied . . 26
6. Der Riese Goliath . . . 28
7. Wer liest besser Bücher? . . 30
8. Die drey Landcharten . . . 34
9. Valentin Weber, der Leichtsinnige . 37
10. Der schlechtgesinnte Knabe . . 78
11. Die zwey Bäume . . . 87
12. Freundschaftlicher Briefwechsel:
    a. Lotte an Euphrosine . . 96
    b. Euphrosine an Lotte . . 101
    c. Paul an Andreas . . 110
    d. Andreas an Paul . . 119
13. Zwölf Anekdoten 120
14. Die drey Müllerstöchter . . 134

Drittes Bändchen.

1. Freundschaftlicher Briefwechsel:
    a. Jakob an Paul . . . 1
    b. Paul an Jakob . . . 30

		Seite
2.	Grill der Zauberer . . .	42
3.	Der spukende Kürbis . . .	55
4.	Die Ameise und der Floh . .	68
5.	An einen Tadler	69
6.	Ehrenfels und seine Schüler . .	70
7.	Der Bär, der Affe und das Schwein	82
8.	Der Löwe und der Adler . .	83
9.	Das Schießpulver . . .	84
10.	Fragen, worüber die Leser nachdenken können	121
11.	Die Spielgesellschaft . . .	125
12.	Das neue Jahrhundert . . .	145
13.	An den Frieden	194

Viertes Bändchen.

1. Freundschaftlicher Briefwechsel:

a.	Jakob an Euphrosine . .	2
b.	Ebenderselbe an ebendieselbe	12

Seite
c. Ebenderselbe an ebendieselbe 28
d. — — — — 50
2. Wahre Anekdoten 62
3. Der fromme Eremit . . . 80
4. Die Folgen der Verwegenheit . 83
5. Die Negerin, eine Anekdote . . 90
6. Prinz Theodor 93
7. Die Rothkehlchen 126
8. Der Schatz 131
9. Irin 136
10. Der Geist eines Verewigten erscheint, der Verabredung gemäß, seinem noch lebenden Freunde . . . 140
11. Hans von Haldungen, oder: so bestraft sich Unwissenheit und Geschmacklosigkeit 148
12. Kunststücke 164
13. Wortwechsel oder Charaden . . 168

Freundschaftlicher Briefwechsel zwischen Paul, Lotte (beyde in Krisbach,) Jacob, Euphrosine (in Vogelthal) und Andreas (in Emmingen). *)

Vorerinnerung.

Im dritten Bändchen dieser Schrift hat Jakob in einem Briefe an seinen Freund Paul den geheimen Rath Rumford in Sonnefeld, einen vortreflichen, edlen Mann, geschildert und sich über die Hoffnung gefreut, die ihm sein Vater zu einer Reise nach Sonnefeld, um hier Rumforden zu besuchen, gemacht hatte. Diese Hoffnung blieb nicht unerfüllt. Die Reise wird wirklich gemacht und Jakob erzählt nun in einigen Briefen seiner Schwester, was ihm auf derselben aufgestoßen war.

*) Vergl. 2tes und 3tes Bändchen.

Jakob an seine Schwester Euphrosine.

Erster Brief.

Heilburg den 10 Mai 1797.

Liebe Euphrosine!

Die Hälfte des Weges ist nun glücklich zurückgelegt. Ein Zwischenraum von zehn Meilen trennt uns; allein mein Herz ist bey Dir, und das Deinige denkt jetzt vielleicht auch an mich. Es ist schon 9 Uhr Abends; allein noch bin ich munter, und werde dieß wohl noch ein Paar Stündchen bleiben. Wie könnte ich die Zeit besser anwenden, als wenn ich mich mit Dir, liebste Schwester, unterhalte. Zwar kann ich Dir keine Beschreibung von merkwürdigen Abentheuern machen, die mir auf unsrer Reise aufgestoßen wären; allein dieß verlangst Du ja auch nicht und Du wirst das Wenige, was ich Dir für heute mitzutheilen habe, gewiß mit einem freundschaftlichen Herzen aufnehmen, ob es gleich nicht sehr interessant seyn dürfte.

Es ist doch eine herrliche Sache um das Reisen! besonders wenn der Himmel den Reisenden günstig ist, wie uns. Wir hatten das schönste Wetter, und den besten Weg. Noch eine halbe Stunde ohngefähr nach unserm Abgange, lag eine sanfte Dämmerung und eine tiefe Stille auf den Fluren, durch die uns unser Weg führte. Dann stieg am östlichen Himmel die Sonne auf, und verbreitete Leben und Freude in der Natur. Ich habe lange kein so schönes Schauspiel gesehen. Es hat in mir den Vorsatz hervorgebracht, mir künftig öfters die Freude zu machen, und mit dem Aufgange der Sonne zu laben. O was sind doch die Freuden der Natur für reine, seelenerhebende Freuden! Sind diejenigen Menschen nicht Thoren, die sie unbemerkt und ungenossen lassen, und sich nach erkünstelten, unnatürlichen Ergötzlichkeiten sehnen, welche nur zu oft die Seele zerstreuen und das Herz leer lassen. Dieß war der Gegenstand des Morgengesprächs, welches wir, der Vater und ich, miteinander führten. Du weißt, wie sehr unser guter Vater die Schönheiten der Natur liebt; wie oft wurde er auf unsern Spaziergängen durch sie entzückt! aber so begeistert dafür sah ich ihn noch nie als heute. Der Anblick einer herrlichen Landschaft, die sich unsern Augen öffnete, als wir eine halbe Meile weit gefahren waren, rührte und erfreute ihn ausserordentlich. Auch mir ward dabey innerlich sehr wohl. Mit Innigkeit drückte mir der Vater die Hand und sagte sehr freundlich zu mir: „Mein

Sohn! bewahre allezeit den reinen Sinn, das reine Gefühl für die Schönheiten und die Freuden der Natur! Es ist immer ein gutes Zeichen an einem Menschen, wenn er ein Freund der Natur ist. Das Gefühl für ihre Herrlichkeiten, ist mit dem Gefühl fürs Gute und Edle sehr verwandt, und man wird fast immer finden, daß ein Verehrer auch zugleich ein Freund der schönen Natur ist."

Mit stiller Andacht sangen wir hierauf das Lied:

Der junge Tag schwingt seine Rosenflügel
Um die Natur; die purpurrothen Hügel
Bekränzt der Morgensonne Strahl;
Ein leichter Nebel deckt die hohen Eichen;
Lobsingend steigt aus niedrigen Gesträuchen
Die Lerche dort im Thal.

Auch ich lobsinge; frey von eitlen Sorgen,
Sing ich dem Gott, der auch an jedem Morgen
Allgütig auf mich niedersieht.
O Du, mein Schöpfer! sieh' die Freudenzähre
In meinem Blick; sie fließt zu Deiner Ehre,
Und wird zum Wonnelied.

Gib mir ein Herz, in dem der stille Friede
Der Unschuld wohnt, und laß mich niemals müde
Zur Uebung meiner Pflichten seyn!
Mein redliches Bemühn um wahre Tugend
Siehst du, o Gott! Dir will ich meine Jugend
Mein ganzes Leben weihn.

Verlaß mich nicht, wann einst der Prüfung Leiden
Mich treffen; halte mir die bessern Freuden
Der aufgehellten Zukunft vor:
Getrost blickt dann mein Geist aus Labyrinthen,
Durch die sich traurig meine Schritte winden,
Zu deinem Thron empor.

Unsre Kutsche rollte auf der trefflichen Kunststrasse (Chaussee) schnell fort, Berge und Thäler, Hügel und Wiesen, Flüsse, Bäche und Teiche, Wälder und fruchtbare Felder wechselten unaufhörlich miteinander ab; doch nur mit flüchtigen Blicken konnten wir die Mannigfaltigkeit der Gegenstände auffassen, die sich unserm Auge darboten.

Wir rühmten die herrliche Landstraße und den Fürsten, der sie anlegen ließ. Es ist eine wahre Freude, in einem Lande zu reisen, wo man auf die Verbesserung der Wege sein Augenmerk richtet, und dadurch für die Bequemlichkeit und das Vergnügen der Reisenden sorgt, das Fuhrwesen erleichtert und den Handel befördert.

Gerade sprachen wir über diesen Gegenstand, als wir vor uns einen Auftritt erblickten, der unsre Aufmerksamkeit auf sich zog. Wir sahen nemlich ein Paar starke Männer mit einem Fuhrmanne in einem heftigen Streite. Die ersteren hatten seinen starkbeladenen Wagen angehalten und verlangten von ihm, daß er mit ihnen zurückkehre, wozu dieser sich schlechterdings nicht verstehen wollte. Es kam zu einem Handgemenge, wobey der Fuhrmann den kürzern zog. Sein Rücken wurde mit derben Hieben bedeckt und er dann mit Stricken an Händen und Füßen gebunden, auf den Wagen geworfen und zurückgeführt. Der Vater hieß unsern Kutscher still halten, erkundigte sich um die Ursache des Verfahrens der zwey Männer, und erhielt zur Antwort, der Fuhrmann sey so unredlich gewesen, und habe das Zollamt umfahren, und als man ihm befahl zurückzukehren, um dort seines Betruges halber bestraft zu werden, habe er sich widersetzt und man sey daher gezwungen gewesen, ihn so zu behandeln, wie er behandelt worden wäre.

Wir fuhren weiter. Ich bedauerte den Fuhrmann sehr, und konnte das Verfahren der zwey

Männer nicht billigen, vielmehr war ich gegen sie etwas aufgebracht. Ich äusserte meinen Unwillen. Aber glaubst Du wohl, daß der Vater damit zufrieden war? Ganz und gar nicht. Ich wunderte mich darüber, da unser Vater doch ein so menschenfreundlicher Mann ist, der uns oft ermahnte, mitleidig zu seyn und Theil zu nehmen an der Noth unsrer Nebenmenschen. Es war mir nicht möglich, ihm mein Befremden darüber zu verbergen. Er sagte mir darauf folgendes:

Es ist wahr, mein Sohn! daß es Pflicht für uns ist an den Widerwärtigkeiten Anderer Theil zu nehmen, und ihnen dabey brüderlich beyzustehen. Allein ganz unächt, ja pflichtwidrig wäre die Hülfe, die wir Menschen angedeihen liessen, welche gegen die bestehenden Gesetze handelten und nun dafür bestraft werden sollen; nicht zu billigen wäre unser Unwille gegen diejenigen, die von der Obrigkeit den Auftrag haben, die Strafe zu vollziehen, besonders wenn man sieht, daß Gesetze übertreten worden sind, die nothwendig und heilsam sind. Und widersetzt sich nun vollends der Uebertreter solcher Gesetze denjenigen, die das Recht haben, ihn zur Rede zu stellen und zu bestrafen, dann verdient er unser Mitleiden gar nicht und wir können ihn nicht wohl bedauern, wenn er sich durch seine Widersetzlichkeit Ahndungen zuzieht, denen er durch ein gesetzmäßiges Betragen hätte entgehen können. Dieß Alles trifft bey dem Fuhrmanne ein. Denke nur, welch'

ungeheure Summen diese schöne Landstraße gekostet haben mag; jeder Schuh wohl über einen Ducaten; dieses Geld hat die Regierung hergegeben; was ist daher billiger, als daß für jeden Wagen, der diese Straße fährt, eine gewisse Abgabe im Geld, oder ein Chausseezoll festgesetzt worden ist, den gewiß jeder verständige Reisende gern entrichten wird. Es wäre in der That unbillig, wenn man das Gute, das uns in einem Lande dargeboten wird, benutzen und dafür nicht auch etwas thun wollte. Auch muß man sich den Gesetzen und Verordnungen eines Landes unterwerfen, wenn man Geschäfte darin treiben, oder überhaupt sich in demselben aufhalten will. Der Fuhrmann handelte schlecht, daß er das Zollamt umfuhr, um nur das festgesetzte Chausseegeld nicht entrichten zu dürfen; er mußte, als ihn jene zwey Männer einhohlten, willig mit ihnen zurückkehren und sich einer Bestrafung unterwerfen; aber dieß that er nun nicht; sondern machte sich durch seine Widersetzlichkeit doppelt strafwürdig. Er schreibe sich es selbst zu, wenn er nicht glimpflich behandelt wurde und nun hart bestraft wird.

So sprach der Vater, und je mehr ich über die Sache nachdachte, destomehr sah ich ein, daß er recht habe.

Zu Mittage speißten wir in Lilienberg, einem kleinen Städtchen, das in einer sehr anmuthigen Gegend liegt. Wir konnten kein besonderes Zimmer bekommen, und mußten uns daher in der

Stube des Wirthes aufhalten. Bedaure uns nicht, liebe Schwester! es sah hier ganz anders aus, als in so vielen Wirthshäusern. Das Zimmer war rein, licht, gut meublirt, und der Wirth, seine Frau und Kinder waren so gefällig und freundlich, daß wir unsre Freude an ihnen hatten. Sie liessen sich in ein Gespräch mit uns ein, redeten sehr verständig, erzählten uns manches Interessante und wir gewannen sie so lieb, daß wir wünschten, länger bey diesen guten Leuten logiren zu können.

Ein vierzehnjähriger Sohn des Wirthes hatte so viel Zutrauliches, Offenes und Liebreiches in seinem Wesen, daß ich recht sehr für ihn eingenommen wurde. Ich ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein und gewann ihn nun noch lieber. Eine so liebenswürdige Bescheidenheit, als ich bey ihm gefunden habe, ist mir noch bey keinem jungen Menschen vorgekommen. Es scheint in dieser Familie überhaupt ein stiller, bescheidner, edler Ton zu herrschen; die Reinlichkeit und Ordnung, die uns im ganzen Hause anlächelte, das Menschenfreundliche und Edle auf den Gesichtern der Bewohner desselben, der sanfte Ernst des Vaters, die liebliche Sanftheit der Mutter, die treuherzige Unbefangenheit der Söhne, und die ungeschmünkte Schönheit und fromme Sittsamkeit der Töchter, o wie sehr hat mich dieß alles bezaubert! Alles ist bey diesen guten Leuten Natur. Nichts ist bey ihnen erkünstelt, verschroben!

Ich wünschte, Du wärst zugegen gewesen im Zirkel dieser liebenswürdigen Menschen; wie sehr

hätte sich Deine freundliche, stille Seele darüber gefreut! —

Gerade als unser Kutscher anspannte, und wir uns zur Abreise anschickten, trat jener Fuhrmann in die Stube, von dem ich Dir oben erzählt habe. Du hättest die Schmähworte anhören sollen, die er sich gegen jenes Zollamt erlaubte, wohin er zurückgeführt wurde und das ihn mit einigen Thalern bestrafte. Er klagte über Ungerechtigkeit und Unbilligkeit; allein unser besserdenkende Wirth widersprach ihm und suchte ihn eines andern zu belehren. Lieber Freund! sagte er unter andern, es ist gar nicht unbillig, daß die Regierung solche Zollabgaben fordert; wodurch sollten ihr denn die ungeheuern Kosten ersetzt werden, die sie auf Erbauung der Landstraße gewendet hat? Wir müssen herzlich froh seyn, daß die Wege verbessert worden sind, und gerne die Abgaben entrichten, die diese Verbesserung verursacht hat. Sie sind nicht allzugroß, und wir gewinnen in jedem Falle dabey. Lieber Freund! wenn ich einige Jahre zurückdenke, wie elend war damals die Fuhrstraße! durch welche Moräste mußte man da nicht sich durcharbeiten! wie oft blieb man nicht halbe Tage darin stecken! wie viele Zeit wurde dadurch verloren! und welche Kosten erforderte es zuweilen, wenn man das versunkene Fuhrwerk aus dem Moraste herausziehen wollte! Mußten doch oft zwanzig, dreyßig Pferde vorgespannt werden! Mit welchen Gefahren, Verdrüßlichkeiten und Beschwerden war eine Reise auf der alten Landstraße

verbunden! Wie ungehindert, mit welcher Erleichterung, mit welchem Vergnügen kann sie dagegen jetzt gemacht werden! Wer wollte nicht gern die geringen Chausseegelder entrichten, die dadurch nothwendig gemacht worden sind.

Der wackere Wirth setzte dem Fuhrmanne die Sache noch weitläuftiger und deutlich genug auseinander. Allein dieß schien wenig zu fruchten. Der Fuhrmann ließ seinen Unwillen gegen die Chausseegelder nicht fahren. Wir verließen das reinliche Wirthshaus, nachdem wir den guten Bewohnern desselben für die liebreiche Bewirthung herzlich gedankt, und dem treuherzigen Wirthe freundlich die Hand gedrückt hatten.

Nachmittags fiel uns auf unsrer Reise wenig Bemerkenswerthes vor. Wir erreichten vor acht Uhr Heilburg, wo wir übernachten. Der Gasthof zum goldenen Beutel, in den wir eingekehrt sind, ist geräumig und reinlich, und der Wirth mit seiner Frau gehören auch in die Classe der gefälligen Menschen. Doch es ist Zeit, daß ich für heute meine Feder niederlege. Eine ruhige Nacht, Dir, geliebte Schwester! und unsrer guten Mutter! —

Jakob an Euphrosinen.

Zweyter Brief.

Armenhausen den 11ten May.

Wir haben heute das Ziel unsrer Reise noch nicht erreicht, liebe Schwester! sondern müssen in einem mittelmäßigen Orte, dessen Name von Bedeutung ist und auf den Marktflecken, den er bezeichnet, wohl zu passen scheint, übernachten und uns in einer Tugend üben, die mir nicht sehr eigen ist, in der Tugend der Geduld. Wie wir dazu kommen, sollst Du bald erfahren. Doch vorerst will ich Dir ein Paar Auftritte beschreiben, die uns heute Vormittags aufgestoßen sind und Dir nicht den besten Begriff von der Bildung der Einwohner der hiesigen Gegend geben werden.

Ohngefähr zwey Meilen mochten wir heute gefahren seyn, als die schöne Chaussee zu Ende gieng und wir auf eine ziemlich ungebahnte Landstraße kamen, die im ganzen Herzogthume Haßland nicht besser seyn soll. Wir bemerkten, so wie wir an die Grenze dieses Ländchens kamen, gleich eine starke Veränderung in den Gestalten, Trachten und Sit=

ten der Einwohner. Freundliche Gesichter haben wir nur wenige gesehen, hingegen sind uns die auffallendsten Zerrbilder in Menge aufgestoßen. Das Völkchen sieht so roh, so träge, und ungefällig aus, daß man es nicht mit Lust ansehen kann. Die meisten Häuser in den Orten, wo wir durchfuhren, waren mehr elenden Ställen, als Menschenwohnungen ähnlich. Große Armuth scheint in denselben zu hausen. Die Kinder, die auf den Gassen herumlaufen sind größtentheils zerlumpt, beschmutzt, von blasser Gesichtsfarbe, und wild. Viele liefen uns nach und bettelten; ich wollte einem etwas zuwerfen; allein der Vater zog meine Hand zurück und sagte: Mein Sohn! verschwende das Geld nicht an solche, die der Unterstützung nicht werth sind. Betteley ist mir verhaßt, und besonders, wenn ich sie bey jungen, gesunden Menschen sehe. Man muß sie auf keine Weise befördern. Sie raubt dem Menschen das Ehrgefühl, macht ihn träge, und läßt ihn alles von Andern, nichts von sich selbst erwarten, was sehr erniedrigend ist. Nur Arme, die nicht im Stande sind, sich ihren Unterhalt selbst zu verdienen, ist es Pflicht, zu unterstützen.

Auch die Natur ist in diesen Gegenden bey weitem nicht so schön, als in denjenigen, durch die wir gestern fuhren. Sie könnten aber leicht verschönert werden, z. B. durch den Anbau vieler wüsten Plätze, durch das Austrocknen einiger großen, die Luft verpestenden Sümpfe; durch Baumanpflanzungen

u. s. w. Aber dafür scheint man hier wenig oder gar keinen Sinn zu haben. Daß ich dieses nicht ohne Grund behaupte, kannst Du auch aus folgendem sehen. Ein wackrer Reisender aus dem Sonnefeldschen, dessen Worten man wohl trauen kann, erzählte uns, daß drey Stunden von hier ein Edelmann, von vielen Kenntnissen und rechtschaffener Gesinnung, die Absicht gehabt habe, die Gegend um seinen Wohnort durch Baumpflanzungen zu verschönern. Er ließ daher auf seine Kosten, die beträchtlich waren, junge italienische Pappeln und Acazienbäumchen kommen und pflanzte sie nebst andern Bäumen. Wuchsen sie groß, so hatte man die schönsten Alleen, und der Reisende konnte im Sommer sich eines kühlenden Schattens erfreuen; denn eine weite Strecke war die Landstraße von beyden Seiten mit Bäumen bepflanzt. Allein dazu sollte es nicht kommen. Rohe Menschen, die für das Schöne und Gute kein Gefühl hatten, waren niederträchtig genug, die schönen Anpflanzungen des Edelmannes, der auch zugleich ein **edler Mann** seyn soll, des Nachts zu verwüsten und nach und nach völlig zu zerstören. Er pflanzte neue Bäume; aber auch die blieben nicht lange stehen, sondern wurden bald theils umgefahren, theils abgeschnitten, theils zerbrochen und ausgerissen. Was für elende, niedriggesinnte Menschen müssen diejenigen seyn, die sich zu einer solchen Zerstörung entschliessen konnten.

Der Vater sagte bey dieser Gelegenheit, daß die schändliche Gewohnheit, Baumpflanzungen zu

zerstören, und überhaupt Verwüstungen in der Natur anzurichten, ein sicheres Kennzeichen roher Sitten und eines verderbten und verwilderten Herzens sey, und daß man bey der Erziehung nicht frühzeitig genug darauf sehen könnte, den Hang der Kinder, im Pflanzen = und Thierreiche manches zu zerstören, Blumen und andere Gewächse leichtsinnig zu vernichten oder gar Thiere zu martern, zu unterdrücken und hingegen der Jugend liebreiche Schonung der lebendigen und leblosen Natur anzugewöhnen. Doch es ist Zeit, daß ich Dir etwas anderes, aber nichts Erfreuliches, mittheile.

Wir näherten uns einem Dorfe. Vor demselben erblickten wir einen großen Zusammenlauf von Menschen. Wir kamen ihnen näher. Himmel! was sahen wir da! Auf einer zweyrädrigen Karre wurde aus dem Dorfe ein unglücklicher Mann von ungefähr 40 Jahren herausgeschleppt. Der Kopf hieng von dem elenden Fuhrwerke herab und reichte bis an die Erde, so daß er geschleift wurde. Gleich neben dem Dorfe lenkte man seitwärts ein und fuhr den Leichnam auf eine Wiese, wo er von dem Abdecker in Stücke gehauen, und verscharrt wurde. Du kannst Dir leicht vorstellen, was für Empfindungen dieser Auftritt in unsrer Seele erregen mußte. Wir ließen den Kutscher im Dorfe stillhalten und die Pferde etwas füttern. Daß wir uns in dieser Zeit um alles erkundigten, was sich auf jenen widerlichen Auftritt bezog, kannst Du leicht denken.

Die Nachrichten, die wir darüber einzogen, lauteten nicht ganz gleich; indeß scheint folgendes an der Sache wahr zu seyn:

Der Unglückliche war der Sohn eines wohlhabenden Bauers, der ihm ein gutbestelltes Haus und viele Grundstücke hinterließ. Reigert — dieß war sein Name — trat wohl in den Stand seines braven Vaters, nicht aber zugleich in seine Fußstapfen. Jener war ein ordnungsliebender, enthaltsamer und seinen Beruf treu erfüllender Mann; der Sohn hingegen bekümmerte sich um die Wirthschaft sehr wenig, verschwendete das sauer erworbene Vermögen seines Vaters und, was das schlimmste war, er ergab sich dem Trunke. Im Rausche begieng er die thörichsten und strafwürdigsten Handlungen, brachte sich dadurch um seinen guten Namen, verlor die Achtung gegen sich selbst, und stürzte Weib und Kinder in immer größeres Elend. Das baare Geld war bald dahin; und nun wurde ein Grundstück nach dem andern verkauft. So gieng es mehrere Jahre hindurch. Alle Vorstellungen, alle Bitten seiner Gattin und seiner Anverwandten, dieser Lebensart ein Ende zu machen, wirkten nichts; er sank in seiner Schlechtigkeit immer tiefer und tiefer, und wurde nicht nur Andern, sondern sich selbst ein Abscheu. Gleich hinter seiner Wohnung hatte er einen großen Acker, der sehr fruchtbar und daher viel werth war. Er machte Miene, auch diesen zu verkaufen. Seine Frau nebst den Anverwandten suchten ihn auf alle

mögliche Art von seinem Entschlusse abzubringen, und da sie sahen, daß ihre Worte nichts fruchten würden; nahmen sie ihre Zuflucht zu einer Erdichtung, wodurch sie ihren Zweck zu erreichen hofften. Sie versicherten ihn nemlich, einer von seinen Blutsfreunden habe kürzlich mit dem Grundherrn des Dorfes, der einige Meilen weit davon entfernt wohnte, gesprochen, und ihm zu verstehen gegeben, Reigert wolle seinen besten Acker verkaufen und den Gegenvorstellungen seiner Familie kein Gehör geben; der Gutsherr sey darüber höchstunwillig geworden, und habe betheuert, daß, falls Reigert wirklich den Acker verkaufen sollte, er ihn an den Pranger stellen und hart bestrafen lassen wolle. Reigert fürchtete den Gutsherrn ausserordentlich; indeß verkaufte er den Acker doch, und verschwendete das dafür erhaltene Geld. Gestern verbreitet sich in dem Dorfe die Nachricht, der Gutsherr würde heute in demselben ankommen. Sie setzt Reigerten in die größte Bestürzung. Er fürchtet das ärgste; denn es fällt ihm nicht ein, an der Wahrheit der obigen Erzählung zu zweifeln, und seine Frau und Anverwandte lassen ihn in seinem Irrthume. Reigert geht heute angstvoll im Hause herum; auf einmal wird er unsichtbar. Man sucht ihn im ganzen Dorfe; vergebens! er ist nirgends zu finden. Man ahndet nichts Gutes. Seine Frau will in den Keller, um etwas daraus zu holen, kann denselben aber nicht öffnen. Ein Schauer durchfährt ihre Glieder; sie ruft die Nachbaren zusammen; die Sache bleibt

nicht geheim und eine Menge Neugieriger strömt herbey; ein starkes Weib stämmt sich mit aller Kraft an die Kellerthüre, sie bricht auf; das Weib stürzt hinein, stürzt gerade auf Reigerten und thut einen ängstlichen Schrey. O Gott! rief sie! er hat sich erhängt! noch ist er aber warm, nur hurtig, hurtig, ein Messer her; er muß abgeschnitten werden; noch kann man ihn zum Leben zurückbringen! — Bey Leibe nicht! er darf nicht abgeschnitten werden! riesen viele abergläubische Zuschauer; er hat sich dem Teufel ergeben, und dieser hat ihn geholt. Der Unglückliche, der noch zu retten gewesen wäre, blieb hängen und kam auf eine so schändliche Art um sein Leben.

Wir nahmen den innigsten Antheil an dieser traurigen Begebenheit, über die in dem Gasthofe, wo wir still hielten, viel gesprochen und gestritten wurde. Es waren gerade noch zwey andere Reisende da, die sprachen sehr verständig darüber. Sie warfen unter andern die Fragen auf:

1.) Wer hat die meiste Schuld an dem Unglücke des Mannes? er allein? oder

2.) sein Weib und die Anverwandten, die ihm durch eine Erdichtung oder Lüge Furcht einjagten und ihn wahrscheinlich dadurch zum Selbstmorde verleiteten, und sollten

3.) nicht auch diejenigen einen Theil der Schuld tragen, welche verhinderten, daß er nicht schnell ab-

geschnitten, und dann wieder ins Leben zurück gebracht wurde?

Darin kamen alle überein, daß Reigert die meiste Schuld an seinem Unglück habe. Sein schlechter Lebenswandel sey die erste Quelle desselben gewesen. Er habe dadurch sich in seinen eigenen Augen verächtlich gemacht, und durch die Fortsetzung seiner Lebensart sich um die Kraft seines Körpers und Geistes gebracht, sein Gewissen immer mehr eingeschläfert, und den Muth, ein besserer Mensch zu werden, geschwächt. Daraus wäre Ueberdruß am Leben und eine entehrende Feigheit entsprungen; und daraus die schändliche Handlung des Selbstmordes. Man könnte seine That schlechterdings nicht in Schutz nehmen; sie wäre unsittlich; allein bedauern müsse man ihn, daß er sein Leben auf eine so elende Weise geendigt habe.

Ueber den zweyten Punkt wurde viel gestritten. Der Eine von den Reisenden behauptete, des Unglücklichen Frau und seine Anverwandte wären an seinem Unglücke nicht Schuld; denn sie hätten ja bey ihrer Erdichtung die besten Absichten gehabt; daß die Folgen davon so traurig gewesen wären, dafür könnten sie nichts. Auf die Folgen dürfte man überhaupt nicht sehen, wenn man den sittlichen Werth einer Handlung beurtheile; denn oft hätten selbst die besten, edelsten Handlungen keinen erwünschten, Schlechtthaten hingegen zufälligerweise einen guten Erfolg. Auch könnte man darum bey

seinen Handlungen nicht auf die Folgen derselben Rücksicht nehmen, weil man nie diese Folgen mit Gewißheit voraus sagen und bestimmen könnte; man müßte daher nur immer fragen: ob dasjenige gut sey, was man unternehmen wolle; und dann nach bester Ueberzeugung handeln. Dieses hätten des Unglücklichen Weib und seine Anverwandten gethan, und man könne ihnen daher den traurigen, unglücklichen Erfolg nicht anrechnen.

Dagegen erwiederte der andere Reisende. Es wäre wohl wahr, man dürfte bey seinen Handlungen nicht auf die Folgen, sondern darauf sehen, ob sie recht wären und von der Vernunft gebilligt würden. Handelte man nur gewissenhaft: so könnte man sich allezeit beruhigen, gesetzt auch, es entsprängen daraus sehr unerwünschte Folgen. Aber dabey müßte wohl bemerkt werden, daß man sich nur dann beruhigen könnte, wenn die Handlung wirklich recht und gut gewesen wäre. Man könnte wohl oft gute Absichten dabey haben; allein unerlaubte Mittel zu ihrer Erreichung anwenden, und dann falle diese Beruhigung weg, und man müsse sich die übeln Folgen der Handlung anrechnen. Dieß wäre der Fall bey des Unglücklichen Weibe und seinen Anverwandten. Sie mögen wohl bey ihrer Erdichtung die besten Absichten gehabt haben; allein sie hatten sie durch schlechte Mittel zu erreichen gesucht. Denn Unwahrheit zu reden, sey schlechterdings nicht erlaubt, die Vernunft verlange das

Gegentheil und mißbillige jede Art von Lüge. Jene Personen also, die sich eine Erdichtung erlaubten, um den Unglücklichen von einer Handlung abzuhalten, hätten schlecht, oder gegen die Vernunft gehandelt und müßten sich nun wegen des traurigen Erfolgs verdiente und bittre Vorwürfe machen. Noch immer hätte aus Reigerten ein guter Mensch werden können; allein sehr wahrscheinlich habe jene Erdichtung dieß für immer unmöglich gemacht und einen schrecklichen Selbstmord veranlaßt. Dieser Meynung stimmte auch unser Vater bey.

Endlich wurde noch über den dritten Punkt gesprochen, ob nemlich auch diejenigen einen Theil der Schuld bey dem vorgefallenen Unglücke tragen sollten, welche es verhinderten, daß der Selbstmörder nicht schnell abgeschnitten und dann wieder ins Leben gebracht wurde? Dieß ward bejaht und die Einwohner des Dorfes zugleich bedauert, daß sie noch in einem so verderblichen Aberglauben stäcken, und es für Sünde hielten, einem unglücklichen Selbstmörder beyzuspringen, ihn vom Tode zu retten und dadurch vielleicht etwas zu seiner Besserung beyzutragen; man müßte, sagte man, nie daran verzweifeln, daß dieser oder jener schlechte Mensch noch in sich gehen und brav und gut werden könne; der Mensch habe mehr Kraft in sich, als man gewöhnlich zu glauben scheine, und durch diese Kraft sey er im Stande, Herr über seine Sinnlichkeit und sein verderbtes Herz zu werden, seine Fehler und Laster

abzulegen und den Weg der Tugend zu betreten. Es käme dabey nur auf den guten Willen an, und auf rüstige Entschlossenheit, über das Böse zu siegen. Dieß hätte bey Reigerten auch noch der Fall seyn können. Daß er aber wieder hätte ins Leben zurückgerufen werden können, daran zweifelte man auch nicht, denn er sey noch warm gewesen und man habe viele Beyspiele, daß in diesem Falle, mancher todt Geglaubte wieder belebt worden wäre.

Der eine Reisende erzählte, daß vor ein Paar Jahren in seiner Vaterstadt ein ähnlicher Vorfall sich ereignet habe; der Selbstmörder sey aber, da er noch warm war, schnell abgeschnitten und durch folgende Mittel wieder lebendig gemacht worden *).

1.) Man habe den Unglücklichen schnell entkleidet, ihn in eine warme Stube und in ein warmes Bett gebracht, ihn mit warmem Sand, warmer Asche und erwärmten Steinen bedeckt und überhaupt in dem Körper viel Wärme zu erwecken gesucht.

2.) Hierauf habe man dem Unglücklichen Luft in den Mund geblasen, ihm dabey die Nase zugehalten und so seyen bald die Rippen ausgedehnt worden. Jetzt habe man mit dem Einblasen der Luft inne gehalten, ein Handtuch gelinde um den Leib gezogen und dadurch, wie auch durch einen Druck

*) In Hufelands vortrefflichem Buche: die Kunst das menschliche Leben zu verlängern findet man hierüber die nöthige Belehrung.

auf die Gegend des Zwerchfells, die Luft ausgetrieben; dann wieder neue eingeblasen und dieß einige Zeit fortgesetzt.

3.) Von Zeit zu Zeit ließ man aus einiger Höhe Tropfen von eiskaltem Wasser oder Wein auf die Herzgrube fallen, weil dieß nach den Erfahrungen der Aerzte zuweilen den ersten Anstoß zur Wiederbelebung des Herzens giebt.

4.) Man rieb und bürstete Hände und Fußsohlen, Unterleib und Rücken, man reitzte empfindliche Theile des Körpers, Fußsohlen und Handflächen, durch Stechen, Schneiden und Auftröpfeln von geschmolzenem Siegellack; Nase und Schlund durch eine hineingebrachte Feder, durch Vorhalten und auf die Zunge tröpfeln des flüchtigen Salmiakgeistes, die Augen durch vorgehaltenes Licht, das Gehör (welcher Sinn am längsten empfindlich bleibt) durch starkes Schreyen, den Schall einer Trompete und den Knall einer Pistole.

5) Man brachte dem Unglücklichen ein Klystir von Tabak, Senf und Wasser bey, und als man an ihm einige Lebenszeichen bemerkte, so gab man ihm einen Löffel guten Wein ein; er schluckte, und man schüttete ihm daher noch mehr davon in den Mund. Durch diese Operation wurde der Unglückliche ins Leben zurückgebracht und ist gegenwärtig einer der ordentlichsten Menschen jener Stadt, nur hat er zuweilen noch immer Anfälle von peinlicher Angst und Schwermuth.

Doch es ist Zeit, daß ich diesen Gegenstand verlasse und Dir noch einen andern Vorfall erzähle, der sich eben ereignete, als wir in einem kleinen Marktflecken ankamen. Vor demselben liegt eine sehr große Wiese, auf der sich einige Knaben des Ortes versammelten, um sich daselbst zu belustigen. Es fiel ihnen ein, ein Feuer anzumachen, und um dieses Feuer herumzutanzen. Dieß thaten sie ohngefähr eine halbe Stunde lang. Endlich wurden sie dieses Spieles überdrüßig und sannen auf ein neues. Einer von der Gesellschaft hatte den unglücklichen Einfall, man sollte irgend jemanden aus ihrem Kreise in den pohlnischen Bock spannen. Der Vorschlag fand Beyfall; man ergriff den kleinsten von ihnen (Namens Max) band ihm, trotz seines Dagegensträubens, die Hände fest zusammen, legte sie über die zusammengezogenen Beine, steckte einen Stock durch, und nun konnte sich der arme Junge kaum von der Stelle rühren. Seine unvorsichtigen, unverständigen Kameraden legten ihn nicht weit vom Feuer hin. Er bat sie, ihn loszubinden; aber vergebens! er drohte; aber auch dieß half nichts; sie sprangen alle um ihn herum und schlugen ein wildes Gelächter auf. Dieß brachte ihn auf, er wälzte sich vor Aergerniß und Zorn herum, kam dem Feuer immer näher, und je mehr er sich Mühe gab, von demselben sich zu entfernen, desto mehr näherte er sich ihm, so daß zuletzt seine Haare zu brennen anfiengen. Er schrie nun, so stark er konnte, und da in einiger Entfernung ein Wagen gefahren kam und die

wilden Jungen von den Personen, die darauf sassen, Strafe befürchteten: so nahmen sie die Flucht und ließen ihren gebundenen Kameraden im Stiche. Dieser wälzte sich im Feuer herum; verbrannte sich Hände, Gesicht, und besonders den Rücken und würde vielleicht nicht mit dem Leben davon gekommen seyn, wenn nicht jene Personen auf dem Wagen auf sein klägliches Gewinsel herbeygeeilt wären, und ihn gerettet hätten. Wir sahen ihn. Er ist übel zugerichtet, und es wird wohl lange anstehen, bis er völlig kuriert ist. Er konnte kein Wort sprechen; sein Blick war stier und wild, und das Gesicht sehr verzerrt. Seine strafwürdigen Kameraden sind gleich entdeckt worden und werden der verdienten Ahndung nicht entgehen.

Sieh, Schwester! solche traurige Auftritte haben wir auf unsrer heutigen Reise gehabt; wie ganz anders war dasjenige beschaffen, was uns am gestrigen Tage aufstieß. Diese Abwechselung des Erfreulichen mit dem Unangenehmen muß man sich auf einer Reise wohl immer gefallen lassen; geht es doch, wie der Vater sagt, hier so zu, wie im menschlichen Leben; und in dem Leben, wie auf einer Reise; hier und dort bietet das Schöne dem Häßlichen, das Angenehme dem Unangenehmen, das Gute dem Schlechten die Hand. Wir erfuhren dieses heute an uns selbst, bey verschiedenen Gelegenheiten.

Noch habe ich Dir nicht gesagt, daß unsre Kutsche und wir mit ihr umgeworfen wurden. Erschrick nur nicht, liebe Schwester! wir selbst nahmen nicht den mindesten Schaden; wohl aber brach unsre Deichsel, und wir sind daher gezwungen, den heutigen Nachmittag und einen Theil des morgenden Tages in Armenhausen zuzubringen. Angenehm ist uns dieses freylich nicht; denn wir befinden uns in einem erbärmlichen Gasthofe, wo wir nicht die geringste Bequemlichkeit haben. Wie ganz anders sieht hier Alles aus als in Lilienberg bey dem freundlichen, ordnungsliebenden Wirthe, der mir mit seiner Familie noch immer vorschwebt. Stelle dir ein baufälliges, mit Stroh gedecktes, rußiges Haus vor, durch dessen Fenster der Wind pfeift; mitten im Hofe, eine große Mistlache; im Hintergrunde eingefallene Ställe bey einer halbgedeckten alten Scheune; im ganzen Hause nur eine einzige Stube, mit einer einzigen Kammer; die Stube voll unreinlicher Geräthe, die Decke mit Spinneweben überzogen, Tisch und Stühle bekleistert; in der Kammer Speck und Schinken hängend und einen starken, unangenehmen Geruch; denke dann Deinen Vater und Bruder in diesem saubern Gemache und noch manches dazu, was mit der Unordnung freundlich Hand in Hand geht, und Du wirst Dir einigermaßen einen Begriff von unsrer Lage machen können. Von den Einwohnern dieser allerliebsten Menschenwohnung kannst Du Dir leicht ein Bild entwerfen, wenn ich Dir

sage, daß der Zustand ihres Hauswesens ihrer ganz würdig ist.

O Schwester! was für eine schöne, herrliche Sache ist doch die Ordnung und Reinlichkeit! wie wohl, wie frohgestimmt befindet sich die Seele bey ihrem Anblicke; ihren Werth fühlt man dann erst recht, wann man sich in einer solche Lage befindet, als meine gegenwärtige ist.

Mein heutiger Brief ist, wie ich sehe, ziemlich lang geworden; er hat mir in der Schmutzkammer trefflich die Zeit verkürzt; nun muß ich aber schon die Feder niederlegen; denn ich bin müde.

Nun, gute Nacht! liebe Schwester; für heute ist dieß genug.

Dein

Jakob.

Jakob an Euphrosine.

Dritter Brief.

Sonnefeld den 14ten Mai
1797.

Liebe Schwester!

Endlich ist mein Wunsch erreicht. Ich lebe bereits zwey Tage in Sonnefeld und habe den Mann gesehen und gesprochen, gegen den ich eine so große Ehrfurcht fühle. Den 12ten Vormittags verließen wir das ärmliche Armenhausen und setzten unsre Reise fort. Wir hatten kaum zwey Meilen zurückgelegt, als wir uns auf Sonnefeldschem Gebiete befanden. Mir ward, als wenn mir ein schwerer Stein vom Herzen fiele, oder wie es einem Gefangenen seyn mag, der nach langer Zeit wieder einmal das Sonnenlicht und die Welt erblickt. Welch ein Unterschied zwischen Haßland und dem Sonnefeldschen Lande. Die Gegend ist hier viel anmuthiger und schöner. Fruchtbare Felder bieten sich dem Auge dar, fette Wiesen liegen dazwischen, Silberbäche schlängeln sich durch dieselben; anmuthige Thäler wechseln mit

Weinhügeln, Ebenen mit Bergen und Wäldern ab; kurz, das Herz wird gehoben, wenn man in diesem freundlichen Ländchen einen Blick um sich wirft, und sich mitten im Schoße einer so schönen, reitzenden Natur findet. Ueberall stößt man auf Spuren menschlichen Verstandes, überlegter Thätigkeit, eines großen Gewerbfleißes und daraus entspringender Wohlhabenheit. Den Einwohnern sieht man es recht deutlich an, daß sie nicht von Nahrungssorgen und übermäßigen Auflagen niedergedrückt werden; sondern daß sie freyer athmen und das Leben auch von der angenehmen Seite kennen. Es sind größtentheils wohlbeleibte, kernfeste Menschen, voll Muth, voll Gesundheit und Kraft. Wahrscheinlich haben sie dieses ihrer Lebensart, ihrer Thätigkeit, Mäßigkeit und dieses wiederum dem guten Unterrichte zu danken, der ihnen zu Theil wird. Sie haben ein lebhaftes Temperament, viel Zutrauliches, Biederes und Offenes in ihrem ganzen Wesen; man wird ihnen in den ersten Augenblicken gut, und befindet sich ungemein wohl unter ihnen.

Die Sonne warf gerade ihre letzten Strahlen über einige anmuthige Hügel, von welchen die Residenzstadt Sonnefeld von der westlichen Seite umkränzt wird, als wir uns ihren Thoren näherten; und eine sanfte Dämmerung lag bereits auf den Fluren, als wir das Ziel unsrer Reise erreichten. Wir kehrten in dem Gasthof zum goldenen Löwen ein; ließen uns eine Stube geben und setzten uns aufs Kanapee hin, um ein wenig auszuruhen.

Unser guter Vater freute sich auf den Augenblick, wo er seinem trefflichen Freunde, dem Minister Rumford, in die Arme sinken würde. Hätte er seiner Neigung gefolgt: so würden wir gleich in Rumfords Wohnung geeilt seyn. Allein der Anstand erforderte es, daß wir uns umkleideten, und bey dem Minister vorerst anmelden ließen. Letzteres ist bey solchen Herren unumgänglich nothwendig. Sie sind gewöhnlich mit Geschäften überhäuft; oft sind diese von großer Wichtigkeit und leiden keinen Aufschub; und es wäre daher nicht nur unschicklich, sondern auch unrecht, sie darin zu stören; immer sollte man daher sich bey dergleichen Männern anmelden und von ihnen eine Zeit bestimmen lassen, in welcher sie von dringenden Geschäften frey sind, und unsern Besuch annehmen können, ohne nothwendige Arbeiten bey Seite legen zu müssen. Dieses wollten wir auch thun; und daher beschloß der Vater, den Besuch bey seinem Freunde bis auf den folgenden Tag aufzuschieben.

Den Abend wollten wir dazu anwenden, unsrer Ruhe zu pflegen und uns über manches, was wir auf der Reise hörten und sahen, zu unterhalten. Allein unser Entschluß ward bald geändert. Es kam unser Herr Wirth herauf zu uns und ließ sich mit dem Vater in ein Gespräch ein. Nachdem über verschiedene Sachen gesprochen worden war, fragte der Vater den Wirth, ob der geheime Rath von Rumford jetzt in der Stadt sey, und ob er sich wohl

befände. Der arme Herr! antwortete der Wirth, er ist in große Trauer versetzt worden; seine vortreffliche Frau ist ihm gestorben, und wird in einer Stunde ohngefähr beerdigt werden.

„Seine Frau gestorben?" rief der Vater bestürzt aus. —

Sie haben sie vielleicht gekannt? erwiederte der Wirth. Es war eine herrliche Dame. Die ganze Stadt war ihr gewogen und sie wird von jedermann betrauert. Der geheime Rath und seine Kinder sollen sich, sagt man, über ihren Verlust gar nicht zufrieden geben können. Der älteste Sohn wohnt 12 Meilen von hier. Man hat nach ihm geschickt; allein noch immer ist er nicht eingetroffen. Ihn hatte die Verstorbene vorzüglich lieb und er soll auch immer eine unbeschreiblich große Neigung zu ihr gehabt haben. Man befürchtet, daß die Nachricht von dem Tode seiner Mutter, seiner Gesundheit nachtheilig wird. Mein Vater stand bey dieser Rede wie betäubt da. Die gute Frau! sagte er bewegt; der arme Rumford! die armen Kinder! Sie war doch noch nicht alt, und blühte allezeit wie eine Rose.

Das ist wahr! versetzte der Wirth: sie war die Gesundheit selbst; man hatte seine Herzensfreude, wenn man sie ansah. Ihr Tod erfolgte auch sehr plötzlich. Einen Tag vorher war sie noch munter und gesund wie ein Fisch; den Tag darauf überfällt sie ein Schwindel und die gute Frau ist nicht mehr. Ja!

Ja! das ist nun einmal der Welt Lauf. Sie haben doch schon die Gedichte von Matthisson gelesen? Ich habe sie meinem Sohne, welcher studirt, gekauft, und ganz durchgelesen. Sie haben mir unbeschreibliche Freude gemacht und mich ein Paarmal bis zu Thränen gerührt. In einem dieser Gedichte steht unter andern auch der schöne Vers:

Alles, was mit Sehnsucht und Entzücken
Hier im Staub ein edles Herz erfüllt,
Schwindet gleich des Herbstes Sonnenblicken,
Wenn ein Sturm den Horizont umhüllt.
Die am Abend freudig sich umfassen,
Sieht die Morgenröthe schon erblassen;
Selbst der Freundschaft und der Liebe Glück
Läßt auf Erden keine Spur zurück.

Der Vater ergriff die Hand des Wirthes, drückte sie treuherzig und wiederholte die Worte:

Die am Abend freudig sich umfassen
Sieht die Morgenröthe schon erblassen.

Der Wirth verließ uns; wir aber kleideten uns schnell um, verließen unser Quartier und ließen

uns

uns in die Wohnung des geheimen Rathes, Rumford führen.

In einem geräumigen Saale fanden wir die Leiche in einem einfachen Sarge liegen, umringt von einer Menge Menschen, die sie wehmüthig anblickten und den Schmerz über den Tod der vortrefflichen Frau nicht verbergen konnten. Besonders rührend war der Anblick einer weinenden Frau. Sie hatte an jeder Hand ein Paar artige Mädchen, welche auch weinten. Seht, Kinder! sagte die bewegte Mutter leise, seht! hier liegt unsre Wohlthäterin! Die Kinder schluchzten, drängten sich zum Sarge, und küßten die kalten Hände der Entschlummerten. Alle Umstehenden wurden dadurch gerührt, und heiße Thränen tröpfelten von den Wangen eines jeden.

O, theure Schwester! wie herzbewegend ist ein solches Schauspiel! wie rührend der Anblick von guten, fühlenden Menschen, die um einen edlen Todten stehen, und seinen Verlust betrauren! Wahrlich! eine Thräne, einem Tugendhaften bey seiner Leiche geweint, ist mehr werth, als alle Schätze, die ein Bösewicht hinterläßt, und als die kostbarsten Grabmähler, die ihm zuweilen gesetzt werden, und deren Anblick einen schmerzhaften Unmuth in der Seele hervorbringet.

Eine düstre Stille herrschte in dem Leichensaale; nur durch Seufzer und einzelne Trauerworte, die tief aus dem Herzen kamen, wurde sie zuweilen unterbrochen. Einige Lampen erleuchteten matt und

schwach den Saal; ihr trüber Schein fiel auf trübe, traurige Gesichter. Mir deuchte, als befände ich mich in den Vorhallen des Todtenreiches.

Eine Viertelstunde mochten wir still und ernst am Sarge gestanden haben; als wir eine Kutsche rasseln hörten. Sie stand vor dem Hause still. In diesem Augenblicke erhob sich unter uns ein Getümmel. Wir hörten laut sprechen. Eine Stimme besonders war sehr leidenschaftlich. Mehrere Personen nahten sich dem Leichensaale. Aller Augen waren nach der Thüre, durch die sie kommen mußten, gerichtet. Aber noch ehe sie sämmtlich hereintraten, stürzte ein junger Mann, außer sich vor Schmerz, in den Saal und warf sich mit den Worten: O geliebte Mutter! über die Leiche hin.

Unter den Anwesenden erhob sich ein allgemeines Geflüster. „Es ist der junge Rumford, der älteste Sohn der Verstorbenen!“ hieß es. Aller Blicke ruhten auf ihm, dem dankbaren, gefühlvollen Sohne.

O meine Mutter! rief er noch einmal aus und schwamm in Thränen.

Unbeschreiblich rührend war dieser Auftritt! Aber noch rührender, noch unbeschreiblicher der gleich darauf folgende. Wirst Du es glauben? aber es ist wahr; die Verstorbene fing auf einmal an zu athmen; [illegible] auf. Ein froher [illegible] Versammlung: Doch [illegible] Scene zu schildern. [illegible]

Deine lebhafte Einbildungskraft wird Dir dieselbe ausmalen.

Es wurden gleich einige Aerzte herbeygerufen und die Todtgeglaubte in ein Nebenzimmer getragen, wo sie bald wieder völlig zu sich kam und mit den Umstehenden zu reden anfieng. Unser Vater zeigte mir den herbeygeeilten geheimen Rath Rumford; er erblickte uns aber unter der Menge nicht, und so verließen wir unerkannt den Saal mit frohern Empfindungen.

Fast die ganze Nacht hindurch konnte ich kein Auge zuthun; immer schwebte mir die rechtschaffene Frau von Rumford vor, wie ihr Sohn über ihr lag, und wie sie sich dann aufrichtete und zu einem neuen Leben erwachte. Den folgenden Tag war der Vater unschlüßig, ob er sich bey seinem Freunde anmelden lassen sollte, oder nicht?

Es werden heute, sagte er, viele Menschen zu ihm hinströmen, um ihre Freude über die gestrige glückliche Begebenheit an den Tag zu legen; er wird sich von der Seite seiner, vom Tod erwachten, Gattin nicht trennen wollen und wir werden ihm daher mit unserm Besuche vielleicht ungelegen kommen. — Doch, fuhr der Vater nach einer Weile fort, wir wollen uns melden lassen; wir wollen auch Theil nehmen an der Freude seiner Familie; wir wollen mit ihr dem Himmel für das Glück danken, das ihr gestern wiederfahren ist.

Der Vater schrieb nun ein Billet an Rumford und fragte in demselben an, ob ein alt[illegible] von

ihm heute das Vergnügen haben könnte, demselben seine Aufwartung zu machen? Da der Vater den geheimen Rath überraschen wollte: so unterließ er absichtlich, seinen Namen zu unterzeichnen; auch suchte er seine Schrift etwas zu verändern.

Das Billet ward abgeschickt. Es währte kaum eine halbe Stunde, als wir eine Kutsche vor dem Hause rollen und still halten hörten. Wir eilten an das Fenster und sahen nach der Kutsche hin. Es stieg ein einfach gekleideter Mann heraus. Rumford ists! rief unser Vater. In einigen Augenblicken war er auf unsrer Stube, und in den Armen meines Vaters.

Du hättest die innige Freude sehen sollen, die beyde über ihr Wiedersehen empfanden! männliche Thränen glänzten in ihren Augen, und eine Umarmung folgte der andern. Ich wurde dabey ganz vergessen; nur dann erst, als Rumford sich von seinem freudigen Erstaunen, unsern Vater hier so unverhofft zu sehen, erholt hatte, bemerkte er mich und schloß mich in seine Arme, als er hörte, daß ich der Sohn seines Freundes sey. Er hatte gleich beym ersten Anblicke des Billets die Hand des Vaters erkannt und sogleich anspannen lassen, um ihm mit einem Besuche zuvorzukommen. Er erzählte uns, daß seine Frau sich heute ziemlich wohl befände, und daß man die gegründete Hoffnung habe, sie werde in kurzem wieder ganz hergestellt seyn; der Fürst von Sonnefeld sey nach einem Bade gereist, und werde nur in

drey Wochen zurückkehren; er selbst habe freylich gegenwärtig viele Geschäfte; könnte aber dabey doch täglich drey bis vier Stunden seinen Freunden widmen. „Sie müssen daher, mein theurer Freund! sagte er, in dieser Zeit, die mir zur Erholung vergönnt ist, bey mir verleben und mich das süße Glück der Freundschaft in seiner ganzen Fülle geniessen lassen. Jugendfreunde sind doch immer die besten Freunde! o wie oft habe ich mich an den Morgen meines Lebens und an die Tage erinnert, die uns beyden auf Schulen so schnell und unter so mancherley reinen Freuden verflossen sind."

Hier fiengen beyde an, sich an so manche Begebenheiten ihrer Jugend zu erinnern. O es war eine Lust, ihnen zuzuhören! In meiner Seele durchkreutzten sich dabey viele Wünsche, die aber alle darauf hinausliefen, daß ich doch in ältern Jahren mich meiner Jugend auch so innig freuen, ihrer mich auch so freudig erinnern könnte, als der edle Rumford und unser guter Vater sich der Ihrigen. Rumford nöthigte den Vater, mit mir bey ihm das Mittagsessen einzunehmen, den Gasthof zu verlassen und während unsers Aufenthaltes in Sonnefeld bey ihm zu wohnen. So sehr sich auch unser Vater, besonders gegen das letztere sträubte: so half doch alles dieses nichts; unser Reisekoffre wurde auf die Kutsche gepackt und wir mußten gleich mitfahren.

In der Wohnung des geheimen Rathes wurden uns zwey schöne Stuben eingeräumt, in wel-

chen wir nun froh und zufrieden hausen. Rumford unterhielt sich vor Tische noch ein halbes Stündchen mit uns, und erwieß auch mir die Ehre, mich in ein ziemlich langes Gespräch zu verflechten. Er gewann mein ganzes Herz. Doch dieses hatte er ja schon vorher; ich will also das damit sagen: meine Hochachtung und Zuneigung für ihn wurde stark erhöht und ich könnte, ausser unsern guten Eltern wohl niemanden inniger verehren als ihn.

Kurz vor dem Mittagsessen führte er uns in seiner Familie auf und machte uns auch einigen seiner vertrautesten Freunden bekannt. Alle empfiengen uns liebreich und mit einer zuvorkommenden Gefälligkeit und Herzlichkeit, daß mir ward, als befänd ich mich im Vorhofe des Himmels. Aus allen Ecken lachte uns die schönste Reinlichkeit, und die ungeschminkteste Schönheit an. Wir erblickten keine glänzende Pracht, keine kostbaren Verzierungen in den Zimmern, in denen man uns herumführte; aber überall die gefälligste Ordnung, einfach schöne Meubles und einen reinen Geschmack in der Anordnung derselben.

Um Ein Uhr versammelte sich alles zu Tische; einer von Rumfords Söhnen sagte mit vieler Empfindung ein ganz kurzes Gebet her; nun setzten wir uns, und es begann eine freundschaftliche Unterhaltung, welche das einfache gesunde Mahl herrlich würzte. Es herrschte viel Vertraulichkeit und ich bemerkte nichts von der Steifheit, von welcher man

sagt, daß sie in großen Städten zu Hause sey, besonders in den Häusern der Reichen und Vornehmen. Es mag wohl also die Ursache dieser verschrieenen Steifheit nicht in den großen Städten; sondern in den Menschen liegen, bey denen sie angetroffen wird.

Der kleinste Sohn des edlen Rumfords war nicht bey Tische. Er wollte seine Mutter schlechterdings nicht verlassen. Die andern Kinder giengen auch einzeln während des Essens einigemale in die Kammer, wo sie lag, und brachten dann der Tischgesellschaft Nachricht von ihrem Zustande. Die guten Kinder zeigten so viele Liebe für ihre Mutter, und so viel theilnehmendes Gefühl, daß ich ihnen allen von Herzen gut geworden bin. Sie sind wohl gebildet und sehr bescheiden. Während des Essens betrugen sie sich mit ungemeiner Artigkeit, aßen mit dem schönsten Anstande, waren nicht verlegen, sprachen wohl dann und wann auch Ein Wörtchen mit, fuhren aber nie den Erwachsenen in die Rede und erlaubten sich überhaupt nicht jenes kecke, unbescheidne Wesen, das hie und da bey Kindern statt haben soll. In ihrem Aeußern haben sie etwas Feines, Abgeschliffenes, das man auf dem Lande und in kleinen Städtchen gar nicht antrifft. Ich muß gestehen, daß ich dadurch angenehm überrascht und fast bezaubert worden bin; ob ich gleich weiß, daß es bey dem Menschen nicht sowohl auf seine äußerlichen Sitten; sondern vielmehr auf seine innere gute Gesinnung ankömmt. Aber ich bin nun

auch überzeugt, daß sich innere Rechtschaffenheit mit Feinheit der äußern Sitten, mit Anstand und Artigkeit sehr wohl vereinigen: (denn die, auch äußerlich gebildeten Kinder Rumfords, sind dabey zugleich gutgesinnt, wie ihre Eltern); und ich habe mir es daher fest vorgenommen, in Zukunft auch auf mein Aeußeres mehr Rücksicht zu nehmen. In der Gesellschaft der Rumfordschen Kinder spiele ich so ziemlich den hölzernen Peter; das Beste ist, daß sie so fein oder so gutdenkend sind, daß sie dieses gar nicht bemerken und mich immer mit Liebe und Freundschaft behandeln, mich in keine Verlegenheit setzen; sondern mir vielmehr, wenn ich zuweilen hinein gerathe, auf eine gute Manier aus derselben heraushelfen.

Doch ich schweife ab; ich will einlenken, und zur Tischgesellschaft zurückkehren. Gesprochen wurde während des Essens viel, und zwar über lauter interessante, lehrreiche Gegenstände. Vorzüglich ward, auf Veranlassung des gestrigen Vorfalles, manches über den Scheintod geredet und einige Beyspiele von Personen angeführt, die in einem todtähnlichen Schlafe gelegen hätten und wieder glücklicherweise erwacht wären. Unter andern war dieß bey einer gebildeten, noch jungen Frau der Fall. Sie lebte mit ihrem Manne in der glücklichsten Ehe und liebte ihn außerordentlich. Einst verreist er auf einige Tage, und läßt seine geliebte Gattin zu Hause. Während seiner Abwesenheit wird diese plötzlich

krank und stirbt; so schien es wenigstens. Ihre Kinder und Anverwandte jammern um sie und machen alle Anstalten zu ihrem Begräbnisse. Kurz vor demselben kehrt ihr Mann von seiner Reise zurück und stürzt mit Thränen und Klagen auf die geliebte Leiche hin. Dieß macht auf sie einen so starken Eindruck, daß sie davon erwacht und bald wieder gesund wird. Das schrecklichste bey der Sache war, daß sie, wie es bey den Scheintodten gewöhnlich der Fall seyn soll, Alles hörte, was um sie gesprochen wurde; sie vernahm das Jammern ihrer Kinder und Anverwandten; die Verordnungen, die in Rücksicht ihres Begräbnisses gemacht wurden; sie fühlte, wie der Schreiner an ihr das Maaß zum Sarge nahm; sie ängstigte sich darüber, daß sie lebendig würde begraben werden; und doch konnte sie keinen Laut hervorbringen, durch keine Bewegung zu verstehen geben, daß sie noch lebe. Nur dann erst, als ihr Mann, den sie ungemein liebte, auf sie hinstürzte, wurden alle ihre Kräfte angegriffen und sie aus dem Todschlafe geweckt. Was das für eine entsetzliche Lage seyn muß, in der man sich als Scheintodter befindet.

Der Gefahr, halblebendig begraben zu werden, sollen besonders Personen ausgesetzt seyn, welche zum Strange oder zum Galgen verurtheilt werden, weil der Scharfrichter sein Geschäft nicht immer gehörig und geschickt verrichtet. So erzählte Rumford, er habe in einem Buche folgende merkwürdige Geschichte gelesen. Ein Professor der Anatomie

(Zergliederungskunst) in Halle bekam einmal zwey gehängte Soldaten, um dieselben auf dem anatomischen Theater *) zu seciren oder zu zergliedern, und dabey den Studenten, denen er in der Anatomie Unterricht ertheilte, die innere Beschaffenheit des menschlichen Körpers, den Knochenbau, die Lage der Eingeweide und manches andere anschaulich zu machen. Denn es ist fast überall, wo sich eine Universität befindet, gewöhnlich, daß die Leichname hingerichteter Verbrecher und der meisten Selbstmörder auf das anatomische Theater gebracht und dort zerschnitten werden. Jener Hallische Professor ließ die zwey gehängten Soldaten vor der Hand in eine seiner Kammern legen; sie mit einem Tuche wohl bedecken, und die Kammer dann fest zuschliessen. Er war ein sehr thätiger Mann, und da ihm seine Geschäfte als Arzt und Lehrer den größten Theil des Tages wegnahmen: so mußte er einen Theil der Nacht zu Hülfe nehmen, um weiter zu studieren, Bücher zu lesen und zu schreiben. Er blieb daher gewöhnlich länger als bis eilf Uhr wach. Seine Studierstube stieß gerade an jene Kammer, worin die zwey hingerichteten Soldaten lagen. In dieser Studierstube saß er nun und arbeitete auch in der Nacht, in welcher die Leichname sich in seiner Nachbarschaft befanden. Nach eilf Uhr, da schon längst

*) Das anatomische Theater ist ein Gebäude, worin menschliche Leichname geöffnet, zerschnitten und zergliedert werden.

Alles im Hause schläft und die tiefste Stille um ihn herrscht, vernimmt er auf einmal in der angrenzenden Kammer ein Geräusch, welches immer stärker wird. Dieß fällt ihm auf, und er weiß nicht, was er davon denken soll. Eine Katze konnte unmöglich in dem Gemache seyn; denn man hatte sich in dieser Hinsicht darin wohl umgesehen, als man die todten Körper hineinlegte; ein menschliches Wesen auch nicht; denn die Thüre der Kammer war wohl verschlossen worden, und so verschlossen fand sie der Professor, als er sie jetzt untersuchte.

Der Professor, von dem die Rede ist, war ein aufgeklärter und beherzter Mann. Ein anderer würde bey diesem Vorfalle ausser sich vor Angst gewesen seyn: allein er blieb ganz ruhig und machte Anstalten, der Sache auf die Spur zu kommen; nahm den Schlüssel zur Kammer, sein Licht, öffnete jene und trat unerschrocken hinein. Er sah sich um und, Himmel! was erblickte er jetzt! In einem Winkel stand eine menschliche Figur, mit einem zerrissenen Tuche bedeckt, in einer demüthigen, flehenden Stellung. Der Professor sah, daß nur Einer von den Gehängten da liege, und zwar ohne Bedeckung; er kam daher gleich auf den Gedanken, jene gespenstartige Gestalt könne niemand anders seyn, als der zweyte Soldat, welcher fehlte. Er blieb hierüber nicht lange in Ungewißheit; denn jene Figur fiel ihm bald zu Füßen, und fieng krächzend an, ihn um Mitleid und Rettung zu flehen. Der Professor, ein

weichherziger Mann, holte sogleich eine Bedienten-livre herbey, ließ den, durch Versehen des Scharfrichters, nicht ganz getödteten und nun wieder ins Leben zurückgekehrten Soldaten, diese Kleidung anziehen, gab ihm dann eine Laterne in die Hand und ließ sich von ihm in die Vorstadt leuchten. Als sie vor das Stadtthor kamen, drückte er dem Soldaten ein Stück Geld in die Hand, und hieß ihn, so schnell als möglich entfliehen. Dieser Soldat war eines reichen Mannes Sohn; allein durch einige Vergehungen hatte er sich den Zorn seines Vaters dermaßen zugezogen, daß ihn dieser nicht mehr unterstützen wollte. In der Verzweiflung ward er Soldat; allein da er zum militairischen Stande nicht die mindeste Lust, vielmehr eine starke Abneigung dagegen hatte: so gereute ihn sein Schritt und er desertirte. Unglücklicher Weise hatte der König von Preußen gerade um diese Zeit ein strenges Verbot gegen das Ausreissen der Soldaten erlassen und die Todesstrafe drauf gesetzt. Jener Unglückliche wurde erwischt, mit einem zweyten Deserteure zum Galgen verurtheilt, und dann, nicht völlig getödtet, dem gedachten Professor für das anatomische Theater geschickt. In einigen Jahren darauf reiste jener Professor — wenn ich nicht irre — nach Amsterdam. Hier besuchte er die Börse. Einer von den anwesenden Kaufleuten sieht ihm öfter ins Gesicht, kommt endlich zu ihm und fragt ihn: ob er nicht der Professor N. N. aus Halle wäre; und als seine Frage mit Ja beantwortet wird: so bittet er ihn dringend, mit

ihm zu Mittage zu speisen. Der Professor verspricht dieß; erhält die Addresse des unbekannten Kaufmannes und besucht ihn zu Mittage. Er findet seine Wohnung, groß und schön; und alles deutet eine große Wohlhabenheit an. Der Tisch ist gut besetzt und die Gesellschaft gewählt. Nach dem Essen ersucht der räthselhafte Kaufmann den Professor, mit ihm in ein Nebenzimmer zu treten. Kaum war dieß geschehen, als jener diesem um den Hals fiel und ihn fragte: Edler Mann! kennen Sie mich nicht? Ich bin jener gehängte Soldat, dem Sie vor 10 Jahren das Leben gerettet haben. Oft habe ich Ihrer gedacht und Ihnen herzlich dafür gedankt. Als ich glücklich über die preußische Grenze kam, begab ich mich hierher, widmete mich dem Handelsstande, erwarb mir die Liebe meines Principales, des vorigen Besitzers dieses Hauses, und heirathete seine einzige Tochter, durch die ich zum Besitze beträchtlicher Reichthümer gekommen bin.

Dergleichen Geschichten wurden noch mehrere bey Tische erzählt. Alle kamen darin überein, daß es höchst nöthig wäre, überall Todtenhäuser zu errichten, in welche die Gestorbenen auf einige Tage hingelegt werden könnten, um nicht lebendig begraben zu werden. Hie und da sollen dergleichen Häuser auch schon wirklich errichtet worden seyn. Sie werden von Menschen bewohnt, denen es zur Pflicht gemacht wird, genau Acht zu haben, ob nicht der Verstorbene, der gerade in dem Todtenhause liegt,

Zeichen von Leben gebe? Es wird daher gewöhnlich an einen Theil des Leichnames eine Schnur gebunden, welche in die Stube des Todtenwächters geht und dort mit einem Glöckchen in Verbindung steht, welches einen Laut giebt, wenn der Verstorbene wieder auflebt und sich bewegt.

Doch genug von dem, was bey Tische gesprochen worden ist! — Frau von Rumford hatte es erfahren, daß wir da wären; sie ließ uns daher ersuchen, nach aufgehobener Tafel zu ihr zu kommen. Dieß geschah. Die vortreffliche Frau äußerte eine große Freude über unsre Gegenwart, und unterhielt sich mit dem Vater über Verschiedenes. Auch mit mir ließ sie sich in ein Gespräch ein. Sie hat etwas in ihren Gesichtszügen, was man nicht Schönheit nennen könnte, welches aber sehr anziehend ist; ich finde kein Wort, womit ich Dir dieses Etwas ausdrücken könnte; Ruhe der Seele, ein frommer, stiller Sinn; Sanftmuth und Bescheidenheit, Liebe, Freundschaft und Menschenfreundlichkeit, dieß Alles vereinigt sich in diesem Etwas, wodurch die geheime Räthin Rumford aller Herzen gleich in den ersten Augenblicken für sich einnimmt. Sie hat sich nach unsrer Mutter und auch nach Dir, liebe Euphrosine, genau erkundigt und sich über euer Wohlseyn sehr gefreut. Sie ist beynahe wieder völlig hergestellt; nur widerräth es ihr der Arzt, sich sobald der freyen Luft auszusetzen.

Nachdem wir uns fast eine halbe Stunde bey ihr verweilt hatten: führte uns der geheime Rath

von Rumford in einen seiner Gärten. Seine Kinder und Freunde begleiteten uns. Den Garten fanden wir groß und einfach schön. Wir traten in ein artiges Lusthaus und fanden dort unter andern auch ein herrliches Forte Piano. Rumford verließ, seiner Geschäfte wegen, die Gesellschaft; unser Vater spazierte mit den Freunden des geheimen Rathes im Garten herum; wir jungen Leute aber blieben im Lusthause. Hier mußte ich den drey Töchtern Rumfords: Theresen, Julianen und Eleonoren recht Vieles von Dir und von unsrer Lebensart erzählen. Sie baten mich gar freundlich, Dich herzlich von Ihnen zu grüßen. Ich entledige mich hiermit meiner Pflicht und melde Dir die schönen und gewiß auch aufrichtigen Grüße der lieben, excellenten Mädchen.

Therese machte uns auf den reinblauen Himmel aufmerksam und sagte: „Wir haben heute einen so schönen Frühlingstag; auf! laßt uns zum Lobe des freundlichen Lenzes ein Liedchen anstimmen."

Therese trat nun an das Forte Piano; Julchen aber gab jedem ein gedrucktes Liederbüchelchen; Therese stimmte an und wir sangen folgendes Lied an den Frühling:

Kind der Schönheit und der Freude,
  Sey gegrüßt!
Das in seinem Blumenkleide
  Lieblich wie ein Engel ist.

O du kömmst, und lauter Wonne
Kränzet dich!
Heitrer lächelt uns die Sonne;
Hirt und König freuen sich.

Alles hebt sich aus dem Staube;
Die Natur
Wird so zärtlich wie die Taube;
Wie der Himmel wird die Flur.

Schon sind aller Menschen Seelen
Ganz Gefühl;
Schon verdrängen Philomelen
Auch des Orpheus Saitenspiel.

Doch nur wenig schöne Stunden
Lebest du,
Frühling! — Bald bist du verschwunden,
Und dein Auge schließt sich zu.

Menschen! seht im flücht'gen Lenze,
Wie geschwind
Jugend, Schönheit, Reiz und Kränze
Hingewelkt und nicht mehr sind!

Wollt auch ihr, wie Frühlingstage
Flüchtig seyn?
Soll mit jedem Stundenschlage
Sich nicht euer Lenz erneun?

O wählt daurendes Gepränge;
Denn ihr könnt's;
Tugend macht die Lebenslänge
Und die Ewigkeit zum Lenz.

Wir werden uns wohl noch acht bis zehn Tage in Sonnefeld aufhalten, dann aber unsre Rückreise beschleunigen. So sehr es mir auch hier gefällt: so wird es mir doch eine ungemein große Freude machen, unsre liebe Mutter, und Dich, theuerste Schwester! wieder zu sehen.

Dein

Bruder

Jakob.

Jakob an Euphrosine.

Vierter Brief.

Sonnefeld den 20sten Mai
1797.

Das ist der letzte Brief, den ich in Sonnefeld an Dich, geliebte Schwester! schreibe. So sehr es mir auch Anfangs hier gefiel; so wünsche ich doch recht sehnlich, wieder in Vogelthal zu seyn. Zwar fehlt es mir hier nicht an den mannigfaltigsten Vergnügungen, und die Rumfordsche Familie sucht uns unsern Aufenthalt bey ihr so angenehm als möglich zu machen; allein die Liebe zur Heimath äußert sich demohngeachtet stark bey mir, und ich wünsche, wieder in das Geleise meiner täglichen Beschäftigungen zu kommen, woran es mir hier fehlt. Das Leben auf dem Lande, mitten im Schooße der Natur, hat doch mehr Annehmlichkeiten als das Stadtleben, besonders für unser Einen, der gerne in Thälern und Wäldern herumschwärmt, Berg' und Bäume erklettert und sich beym Concerte der Vögel wohler befindet, als bey einem Concerte in der Hofkapelle. —

Doch, sie wird ja bald da seyn, die Stunde, in welcher wir unsre Rückreise antreten, auch die, in der wir uns wiedersehn, liebe Euphrosine! o wie freue ich mich darauf!

Die Kinder des geheimen Rathes von Rumford gefallen mir mit jedem Tage mehr; immer bemerke ich an ihnen irgend eine neue gute Eigenschaft, und ich habe sie so lieb gewonnen, daß ich wohl nichts sehnlicheres wünschte, als daß sie uns nach Vogelthal begleiteten und einige Jahre, wenigstens Monate bey uns blieben.

Ich muß Dir doch auch von einer neuen Bekanntschaft, die ich erst gestern gemacht habe, einiges erzählen. Rumford hat einen Anverwandten, Namens Naumann. Er ist fürstlicher geheimer Sekretair und Vater von sechs Kindern von 6 bis 15 Jahren. Dieser Naumann hatte zu wiederholtenmalen Rumforden gebeten, seine Kinder mit mir doch einmal zu ihm kommen zu lassen. Rumford gestand meinem Vater offen, daß er seine Kinder nicht gerne in Naumanns Haus ließe, denn er habe an den Töchtern und Söhnen des letzteren manche Fehler bemerkt, die sehr ansteckend wären; sie hätten unter andern die üble Gewohnheit, von andern Menschen schlecht zu sprechen und sie zum Gegenstande ihres Spottes und ihrer, oft faden, oft sehr beleidigenden Witzeleyen zu machen. Ich kann so was, sprach er, schlechterdings nicht leiden; verläumderische Menschen sind mir verhaßt und es

würde mir sehr wehe thun, wenn ich bemerken müßte, daß meine Kinder auch einen unglücklichen Hang zu jenem Laster zeigten. Dieser Hang aber kann leicht durch böses Beyspiel und schlechte Gesellschaft hervorgebracht werden; denn die Jugend ist überhaupt sehr geneigt dazu, sich über andere Menschen lustig zu machen und es zu vergessen, daß dieses sie in den Augen eines jeden Rechtschaffenen, der die Würde des Menschen kennt, verächtlich mache.

Da indessen der geheime Sekretair Naumann nicht aufhörte, uns zu sich einzuladen: so machten wir gestern eine förmliche Visite bey ihm, oder vielmehr bey seinen Kindern. Denn wir wurden mit diesen größtentheils allein gelassen; während die Erwachseneren in einem Nebenzimmer sich unterhielten. Welch ein Unterschied zwischen den Rumfordschen und Naumannschen Kindern! jene so artig und natürlich; diese höchst gezwungen und verschroben; jene so liebreich und menschenfreundlich; diese sehr spöttisch und untheilnehmend. Herr von Rumford hat sie ganz der Wahrheit gemäß geschildert. Wir waren kaum zehn Minuten lang bey ihnen; als sich auch jene schändliche Gewohnheit, von Andern übel zu reden, bey ihnen äußerte.

Therese hatte ein Buch auf einem Nebentischchen erblickt. Sie griff darnach und las ein Paar Seiten. I! legen Sie das armselige Ding bey Seite, Theres! sagte Lotte, Naumanns älteste Tochter, als sie das Buch in Theresens Händen erblickte.

Warum nennen Sie es ein armseliges Ding? erwiederte diese; ich habe vor ein Paar Tagen einen Theil davon gelesen, und ich muß sagen, ich fand die Schrift schön und unterhaltend.

Lotte (in einem naseweisen, affektirten Tone). Ja! hier und da mögen wohl hübsche Stellen vorkommen; aber im Ganzen genommen ist doch an dem Buche nichts. Die Geschichten, die es enthält, sind zu einfach, zu wenig verwickelt.

Die übrigen Geschwister stimmten alle darin mit Lotten überein und jedes wußte einzelne Stellen anzuführen, die häßlich wären, unintereſſant, langweilig u. ſ. w. Sie wetteiferten unter einander, den Verfaſſer des Buches, welcher in Sonnefeld lebt, oft das Raumannsche Haus besucht und das gedachte Buch den undankbaren Tadlern geschenkt hat, lächerlich zu machen. Indem sie so über ihn und sein Buch raisonnirten, wurde an die Thüre geklopft. Sie öffnete sich und es trat herein — was glaubst Du wohl, wer herein trat? — Es trat herein Herr Keim, der Verfaſſer des getadelten Buches, ein artiger, unterhaltender Mann, der mir recht wohl gefiel. Er erblickte, wie Theres seine Schrift auf das Nebentischchen legte und nahm davon Veranlaſſung, die Raumannschen Kinder zu befragen, ob sie das Büchelchen gelesen hätten, und ob sie ihm nicht gefälligst offenherzig ihr aufrichtiges Urtheil darüber sagen wollten?

Was meynst Du wohl, liebe Euphrosine, daß sie auf diese Anfrage antworteten? Nicht wahr, Du glaubst, sie werden dadurch in Verlegenheit gesetzt worden seyn und nicht gewußt haben, sich auf eine gute Manier heraus zu helfen? Du irrest dann sehr, wahrheitsliebende Schwester! Die Leutchen wurden nicht im mindesten verlegen; sondern waren so unverschämt und gewissenlos, Herrn Keim zu versichern, das Buch wäre trefflich; es hätte ihnen einige vergnügte Stunden gemacht, und sie wären ihm dafür vielen Dank schuldig. Sie verstehen, sagte Lotte, die Kunst, Ihre Leser unterhaltend zu belehren, und belehrend zu unterhalten; Sie werden durch Ihre Schrift vielen Nutzen stiften; schreiben Sie nur noch mehr dergleichen schöne Bücher.

Schwester! mir ward bey diesen Reden, als wenn mir ein Dolch ins Herz gestossen würde; es kochte gewaltig in meinem Innern; und es fehlte nicht viel, so hätte ich den Lügnern ins Gesicht gerufen: Ihr schaamlosen Heuchler! ihr redet ja die Unwahrheit! O pfui! der niederträchtigen Seelen!

Herr Keim, auf eine so schändliche Art belogen, empfahl sich bald, nachdem er gehört hatte, Herr Naumann habe Besuch. Gerade als er zum Hause heraustrat, erblickte Lotte, die zum Fenster hinaussah, eine ihrer Freundinnen, die über den Marktplatz gegangen kam. Sogleich rief sie ihre Geschwister herbey und sagte ärgerlich: die kommt gewiß hieher! Sie hätte heute auch ausbleiben kön-

nen! Nun wendete sie sich gegen uns und sprach: Sie werden vergeben müssen, daß wir durch einen Besuch gestört werden. Ich weiß nicht, was heute dem närrischen Dinge eingefallen ist, zu uns zu kommen. Es ist Wiegmanns Katton. Sehn Sie nur, wie stolz und steif das alberne Mädchen einhertritt, als wenn es die Infantin von Spanien wäre! Es ist doch höchst ärgerlich, daß uns das Ding jetzt auf den Hals rücket.

Ja wohl! ja wohl! riefen die übrigen Schwestern und Brüder.

Während man so sprach und den Besuch der Wiegmannschen Katton verwünschte, trat diese in das Zimmer. Lotte eilte ihr entgegen, umarmte und küßte sie. O scharmant! rief sie dann aus, daß Du uns, liebste Katton! heute besuchst, und dadurch unsre Freude vergrößerst. Ein guter Geist muß Dir dieß eingegeben haben! Nun, sey uns zu tausendmal willkommen, Herzensfreundin! Diesen vortrefflichen, scharmanten jungen Herrn (indem sie auf mich zeigte und die angekommene Freundin zu mir hinführte) wirst du wohl schwerlich kennen. Sie sind aus Vogelthal gebürtig und mit ihrem Herrn Vater bey dem Herrn geheimen Rath von Rumford zum Besuch. Nun folgte noch eine Schaar fader Komplimente, die mir eine merkliche Schaamröthe ins Gesicht jagte. Ich wußte sie vor Aergerniß nicht zu erwiedern und es war auch recht, daß ich dieß nicht gethan habe.

Nach einer Stunde verließ Wiegmanns Katton die Gesellschaft. Lotte begleitete sie bis an die Hausthüre, und trat dann mit den Worten wieder in das Zimmer: Gottlob! daß sie uns vom Halse ist. Nicht wahr, es ist ein albernes Ding?

Rumfords Theres war eben so wie ihre Geschwister und ich entrüstet. Ey! Lotte! sagte sie, ich kann mich in Ihnen nicht finden, Sie sind ja voll Widersprüche; zuerst tadeln Sie dieses Buch hier und machen sich über den Verfasser lustig, gleich darauf aber sagen Sie diesem die gröbsten Schmeicheleyen; Sie ärgern sich, daß Ihre Freundin zu Ihnen kommt, da diese aber ins Zimmer tritt, umarmen Sie sie, freuen sich über ihre Ankunft und überhäufen Sie mit Lobeserhebungen und Freundschaftsbezeugungen.

Nun erwartete ich, daß Lotte und ihre Geschwister im Gesichte über und über roth werden und vor Schaam kein Wort hervorzubringen wissen würden. Allein ich irrte mich. Die Unverschämten blieben gleichgültig, ja sie erlaubten sich sogar ein superkluges, freches Lächeln. Liebe Theres! fieng Lotte mit einer gelehrten hämischen lächelnden Miene an, wie konnten wir uns wohl bey dieser Gelegenheit anders betragen? sollten wir dem Herrn Keim und der Wiegmannschen Katton Alles sagen, was wir von ihnen dachten?

Dazu hätte Sie kein Mensch zwingen können, erwiederte Therese; Sie konnten schweigen; nur

durften Sie, da sie einmal reden wollten, keine Unwahrheiten vorbringen.

Je, du lieber Himmel! rief Peter, Lottens ältester Bruder, sollte man denn seine Worte so genau wiegen? Wem ist denn durch unser Betragen Schaden zugefügt worden?

Der Wahrheit! fuhr ihm Therese in die Rede.

Ach! rief er weiter, man muß nie gar so ängstlich seyn: aus Höflichkeit darf man wohl manchesmal ein bischen unwahr reden. Denken sie nur, was würde es geholfen haben, wenn wir Herrn Keim offen gesagt hätten, sein Buch habe uns nicht gefallen, es enthielte viel Alltägliches, Uninteressantes und Langweiliges; der arme Mann hätte sich das zu Herzen nehmen und sich betrüben können; nun aber, da wir ihm das Gegentheil von dem allen versicherten, ist er frohen Muthes von uns gegangen und wird sich höchlich über das Lob freuen, das wir seinem Buche ertheilt haben. Wir haben daher durch unsre Reden Niemanden geschadet, vielmehr haben wir Einem dadurch genützt, nemlich Herrn Keim eine große Freude gemacht; dasselbe findet auch bey Wiegmann Katton statt.

Ich wurde durch diese Rede entrüstet. „Nein! rief ich: so kann in diesem Falle nicht geurtheilt werden. Dem Menschen, wenn er geachtet seyn will, muß Wahrheit, Aufrichtigkeit, Redlichkeit über Alles gehen; er darf es sich schlechterdings nicht erlauben, anders zu reden als er denkt; sonst wird er

sich in seinen eignen Augen verächtlich, und wo auf Gottes Welt lebt der Redliche, der zu ihm viel Zutrauen fassen könnte? Wie können Sie denn wissen, ob Ihre Unwahrheit, die Sie sich gegen Herrn Keim und Wiegmanns Katton erlaubten, nicht schaden, viel schaden können? Aber wenn auch dieß nicht der Fall seyn sollte, ist es denn nicht unter jeden Umständen des Rechtschaffenen unwürdig, mit sich selbst so stark in Widerspruch zu stehen und gegen seine Ueberzeugung zu sprechen. Wird sich wohl ein edler Mensch dadurch an seinen Nebenmenschen versündigen, daß er sie wissentlich belügt und betrügt?"

Ich gerieth in einen großen Eifer und war in der Wahl der Ausdrücke eben nicht ängstlich. Die Lügner rümpften ihre Nasen; Rumfords Kinder hingegen nickten mir Beyfall zu. Lotte nahm nun das Wort, und suchte Alles wieder gut zu machen.

Ich schwieg, und hieng meinen Betrachtungen nach. O liebe Schwester! wie können junge Leute schon so verdorben seyn? so wenig Gefühl für Wahrheit und für die Würde der menschlichen Natur haben; daß sie sogar Lügen, seyen es auch die sogenannten Noth- und Gefälligkeitslügen, vertheidigen können? Ich könnte nie wieder volles Zutrauen zu Naumanns Kindern fassen. Gewiß werden Sie bis jetzt auch gegen mich ihre Lästerzunge in Bewegung gesetzt haben, obgleich Sie mich beym Abschiede versicherten, daß es Ihnen ungemein erfreulich gewe-

sen, meine nähere Bekanntschaft zu machen; doch ich kann mich über Verunglimpfungen solcher Verläumder ruhig hinwegsetzen; ihr Lob ehrt nicht; ihr Tadel aber ist oft das größte Lob; lieber will ich daher von ihnen getadelt als gepriesen seyn.

Nach unserm Streite über Wahrheit und Lüge sprach ich wenig mehr; ich spazierte im Zimmer herum und sah iu einem Winkel ein Buch liegen. Ich schlug es auf und stieß gerade auf einige Stellen, die ich mit dem innigsten Vergnügen für mich still las; sie waren aus einem Gedichte von Langbein an die Redlichkeit. Von dieser heißt es hier unter andern:

Was ist der Mensch, deß Seele
Dich, Göttliche, nicht ehrt?
Ein Raubthier, wie die Höhle
Des wilden Forstes nährt.
Wer trauet seinem Schmeicheln?
Wer seinem süßen Gruß?
Sein Händedruck ist Heucheln,
Sein Kuß ein Judaskuß.

O Redlichkeit, ich liebte,
So lang ich athme, Dich!
Nichts in der Welt betrübte
So sehr als Falschheit mich.
Dir sey, bis an die Schranken
Der dunkeln Ewigkeit,
In Thaten und Gedanken
Mein Leben ganz geweiht!

Frau von Rumford ist bereits ganz hergestellt; sie hat heute einige Stunden mit ihrer Familie und uns im Garten zugebracht.

Es grüßen Dich und unsre liebe Mutter recht herzlich der Vater und die Rumfordsche Familie. Eh' Du Dich versiehst, liegt in Deinen Armen

Dein

Dich liebender Bruder

Jakob.

* * *

Drey Tage darauf verließ Jakob mit seinem Vater wirklich Sonnefeld. Sie wurden von Rumford, seiner Gattin und seinen Kindern eine Stunde weit begleitet. Rumford hatte sich aus verschiedenen Ursachen entschlossen, zwey von seinen Kindern, eine Tochter und einen Sohn, auf das Land, nach Vogelthal, zu schicken. Jakob hatte darüber eine unbeschreibliche Freude; auch seine Schwester Euphrosine prieß sich glücklich, daß die Zahl ihrer Freunde durch Therese Rumford und den Bruder derselben, Theobul, einen so schönen, bedeutenden Zuwuchs erhielt, und daß sie mit ihnen unter Einem Dache wohnen konnte.

Theresen und Theobuln gefiel es auf dem Lande und in der Mitte einer so rechtschaffenen Familie, von der sie wie eigene Kinder geliebt wurden, ungemein wohl. Unter zweckmäßigen Beschäftigungen und erlaubten Freuden, besonders solchen Freuden,

wie sie die Natur dem fühlenden Herzen darbietet, verfloßen ihnen die Tage, die sie in Vogelthal zu leben hatten, sehr schnell. Sie machten verschiedene Bekanntschaften mit interessanten alten und jungen Personen, und werden sich gewiß allezeit mit inniger Freude an die zwey Jahre zurück erinnern, die sie in Vogelthal verlebten. Während ihres dasigen Aufenthaltes besuchten Paul und Lotte aus Krisbach, Jakobs und Euphrosinens vertrauteste Freunde, ein Paarmal Vogelthal; und der Anekdotenmann Andreas, aus Emmingen, unterhielt seine Freunde oft mit Briefen voll Anekdoten. Er hatte den glücklichen Einfall, eine Sammlung von Anekdoten zu machen; zu dem Ende band er sich selbst ein dickes Buch in Quart ein, gab ihm den Titel „Anekdotenkasten" und trug in dasselbe alles ein, was er in Büchern fand und was ihm interessant schien. Aber nicht immer schrieb er es wörtlich aus; sondern behielt sich bloß den Inhalt und setzte dann das Behaltene mit seinen eigenen Worten und in seiner Manier auf. Dieß war eine herrliche Uebung für ihn, die sich jeder von meinen Lesern sollte anempfohlen seyn lassen. —

Andres theilte seinen Anekdotenkasten bisweilen seinen Freunden in Krisbach und Vogelthal mit, die folgenden Anekdoten sind daraus genommen.

Wahre Anekdoten.

1.

Als im Jahre 1793 der preußische Unterofficier, Lerch, in französische Gefangenschaft gerathen war, ward er mit zwanzig Gemeinen von verschiedenen andern preußischen Regimentern unter andern nach dem Städtchen Nochain an der Seine transportirt. Man übertrug ihm, als dem einzigen Unterofficier unter den zu ihm gesellten Mitgefangenen, das Kommando über die letzten. Er mußte gewißermaßen für sie haften, und da er sich auf das Wort seiner Landsleute verlassen konnte, so genoßen die sämmtlichen Kriegsgefährten viele Freyheit. Einst giengen sie über die dortige maßive Kanalbrücke, in deren Nähe das starkströmende Wasser unterhalb eine Mühle treibt. In diesem Augenblicke sah man etwa 50 Schritte oberhalb der Brücke eine Französin vor der Waschbank ins Wasser fallen. Da der Strom sie rasch der Brücke zutrieb, so kamen alle gewöhnliche Anstalten zu ihrer Rettung zu spät. Ein jeder sah angstvoll in dem nahen Fluthrade der Mühle den Tod der Kämpfenden vor Augen. Es war daher auch nicht Ein Augenblick zu verlieren.

„Wer von uns kann schwimmen?" rief der Unterofficier Lerch seinen Mitgefangenen zu — „Ich" — rief ein braver Gemeiner vom damaligen Infanterie-Regimente Vittinghof (jetzt Marwitz), und in demselben Augenblick stürzte er auch schon von der Brücke in die Fluthen hinab. Er schwamm sonst geübt und kraftvoll; aber der Strom war hier stark, und die Kleidungsstücke, zu deren Abwerfung er keinen Augenblick zu verlieren hatte, hinderten ihn sehr. Mit der äußersten Anstrengung widerstand er der fortreissenden Gewalt des Wassers, und strebte der auf ihn zutreibenden Verunglückten entgegen. Aengstlich fürchtend starrten Aller Augen nach den Schwimmenden hin, die einander bald so nahe waren, daß Er mit den Zähnen den Rock der schon sinkenden Französin fassen konnte. War es ihm bisher schwer gewesen, sich gegen den Strom zu behaupten, so machte ihm die Last, die an seinen Zähnen hieng, dieß nun fast unmöglich.

Wie gern hätten die Zuschauer, die auf das allgemeine Angstgeschrey schaarenweise herbeystürzten, Hülfe geleistet! aber da war wegen des hohen Ufers kein Nachen, da fehlte es in der Nähe gänzlich an einer Stange, da fand sich nirgends ein Thau zum Hinwerfen nach den Kämpfenden im Strome. Nicht ohne Wahrscheinlichkeit fürchtete daher fast ein jeder, der Schwimmende werde die ihm zu schwere Bürde wieder fahren lassen, um wenigstens sich selbst zu retten; aber nein, der brave Preuße wollte ent-

weder siegen, oder mit der nur halbgeretteten zugleich sterben. Glücklich arbeitete er nach und nach dem Strom entgegen, und erreichte endlich die Waschbank, wo aller Hände nach ihm ausgestreckt waren; so rettete er sich und die Verunglückte, in deren Kleidung er die Zähne gleichsam verbissen hatte.

Der Unterofficier Lerch versichert, der Volksjubel in diesem entzückenden Augenblicke sey unbeschreiblich groß gewesen. Hier, sagt er, äußerte er sich durch unbändiges lautes Frohlocken; dort durch eine stille, halbversteckte Freudenthräne, die in dem Auge des sanfteren Menschenfreundes glänzte. Hier hob die Tochter der Geretteten dankbar die gefalteten Hände gen Himmel; dort sammelten Wohlhabende ein Sümmchen für den Menschenretter; hier drängten sich entzückte Franzosen männlichen und weiblichen Geschlechtes von allen Seiten zu dem Preußen hinan, und umarmten den Triefenden mit unzweydeutiger Innigkeit; dort näherten sich ihm glückwünschend seine Kriegsgefährten, die ernsteren Deutschen, und drückten und schüttelten ihm mit Herzlichkeit und Treue die nasse Hand. Kurz, nirgends sah man ein Gesicht, worin nicht in jeder Miene die menschlichste, edelste Freude lesbar gewesen wäre.

Indessen hatten sich auch zwey Municipalitäts-Beamte (obrigkeitliche Personen) eingefunden, und zur Herstellung der ohnmächtigen Frau die gehörigen Maaßregeln getroffen. Den Preußen, dem, im

frohen

frohen Bewußtseyn seiner That, nichts fehlte, als trockne Kleidung, nahmen sie selbst in die Mitte, und führten ihn, wie im Triumphe, davon. Der Zug der übrigen preußischen Gefangenen, nebst der frohlockenden Menge, schloß sich an sie an. Auf dem Marktplatze verweilte man einige Augenblicke; Einer von den Beamten stellte, nachdem er Ruhe geboten hatte, in einer kurzen Anrede an das Volk, den edlen Preußen als ein Muster der vorurtheillosen und aufopfernden Menschenliebe auf, und ermunterte die Einwohner der Stadt zur thätigen Dankbarkeit. Man fuhr fort, freywillige Geldbeyträge zu sammeln, und bald bot die Erkenntlichkeit der Franzosen dem Menschenretter ein Geschenk von 700 Livres dar.

Der edle Preuße schlug anfangs das Geschenk großmüthig aus. Als der Einzige, der schwimmen konnte, meynte er, habe er nichts, als seine Schuldigkeit, und diese nur so gethan, wie sie gewiß jeder seiner teutschen Landleute an seiner Stelle auch würde erfüllt haben. Indessen war die Versuchung, in welche man einen in der Gefangenschaft befindlichen armen Soldaten führte, zu hinreissend, als daß er der Ueberredung dankbarer Franzosen hätte lange widerstehen, und jenes Sümmchen standhaft ausschlagen können.

Man berichtete das ganze Ereigniß nach Paris. Das französische Directorium hatte Sinn für die Edelthat des Preußen, und ließ demselben die Summe von 700 Livres noch einmal auszahlen. —

Ein Soldat, der auch in der Gefangenschaft seinem Vaterlande Ehre macht, ist unstreitig dieses Lohnes und des dankbaren Andenkens seiner Landsleute würdig *).

2.

Um das Jahr 1732 wohnte auf dem adelichen Gute Wilkdorf, ohnweit Schweidnitz, der Eltervater des jetzigen Besitzers desselben. Bey dem damaligen allgemeinen Geldmangel kam er einmal plötzlich in eine unvorhergesehene, sehr dringende Verlegenheit, aus welcher er anfangs sich nicht zu retten wußte. Sorgenvoll sann er hin und her; und wenn er sich gleich nicht von allen Mitteln und Wegen, den Drang der Umstände zu besiegen, entblößt sah, so gefielen sie ihm doch nicht. Unschlüßig mit sich selbst, saß er in dieser Lage einst unter der großen Linde seines Hofes, und unterstützte das sorgenschwere Haupt mit der Hand. Vergebens bemühete er sich, etwas ausfindig zu machen, wodurch er das ihn belästigende Bedürfniß befriedigen könnte.

Von ungefähr erblickt ihn in dieser Lage der bidere Dorfschulze, Reichel. Der alte gute Reichel wohnte dem Hofe gegenüber, und war an seinem Herrn von B. nur eine mit sich und der Welt zufriedene heitere Miene gewohnt. Die gegenwär-

*) S. Patriotisches Archiv für Deutschland. Herausgegeben von S. Chr. Wagener, 1ster Band 1stes St. 1799. woraus auch die 2te Anekdote.

tige an dem Manne unter der Linde ließ ihn daher etwas Ausserordentliches ahnden.

Reichel. Aber warum so traurig, gestrenger Herr? dieß sind Sie ja sonst nicht.

v. B. Reichel! unser einer hat auch sein Päckchen zu tragen.

Reichel. Sie haben also Kummer? Das thut mir sehr leid; ein Herr, wie Sie, sollte den nicht haben. Möcht' ich ihn lindern können!

v. B. Ich danke Euch, guter Alter, für Eure Theilnahme und Euern guten Willen! und nehme den letzten für die That.

Reichel. Nehmen Sie nicht ungnädig, darf ich Ihren Kummer wissen?

v. B. Ein Geheimniß ist meine Verlegenheit zwar nicht; aber Ihr könnt mir nicht helfen. Ich brauche zwey tausend Thaler und bin zu eigensinnig, sie zu jüdischen Zinsen aufzunehmen.

Reichel. Aber wie, wenn ich nun reicher wäre, als Sie wissen und glauben? Ja, ich schätze mich glücklich, Ihnen dienen zu können. Wann brauchen Sie das Geld?

v. B. (der große Augen macht.) Morgen!

Ohne weiter ein Wort zu antworten, eilte der alte Reichel nach Hause. Kaum war eine Stunde vergangen, so trat er, an der Hand ein Päckchen, und mit einer Miene, aus welcher menschenfreundliches Wohlwollen und edler Diensteifer sprach, in die Stube seines gnädigen Herrn. — „Hier sind die 2000

Thaler in Golde, sagte er, welche Sie brauchen; in Ihren Händen sind sie mir wenigstens eben so sicher, als in eigner Verwahrung."

Herr von B. wollte, nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, dem dienstfertigen Dorfschulzen eine Obligation über das angenommene Darlehn ausfertigen; allein dieser weigerte sich standhaft, eine „papierne Verschreibung der Art" von ihm anzunehmen. — „Sie sind ein wackerer Herr, der weder spielt noch sonst liederlich ist", meynte er treuherzig, „Ihnen ist, wie mir, ein Wort ein Mann, und Ihr Handschlag ist mir mehr werth, wie jenes Papier. Wenn man überhaupt einem Herrn, wie Sie sind, nicht mehr trauen soll: dann gute Nacht Treu und Glauben."

3.

Bauchredner heißt man Personen, welche die Geschicklichkeit besitzen, ihre Stimme so zu lenken, daß es scheint, als ob die Worte unten aus dem Bauche kämen. Viele bringen es darin so weit: daß die Umstehenden oft glauben, die durch jene Kunst hervorgebrachte Stimme käme aus einer weiten Entfernung, bald von oben, bald von unten.

Einer der berühmtesten Bauchredner war ein gewisser Krämer in der Nachbarschaft von Paris, Namens Gille *). Dieser hielt seine Kunst so

*) Die hier erzählten Anekdoten von Gille können wohl dem Einen und dem Andern bekannt seyn, da sie in mehrern, auch Jugendschriften, z. B. in Fun-

wenig geheim, daß er vor einer öffentlichen Versammlung der größten Gelehrten in Paris Proben davon ablegte, und auf alle Fragen, die man deßhalb an ihn that, ohne Zurückhaltung antwortete. Wenn ein guter Freund, oder jemand, der ihm durch gute Freunde empfohlen war, zu ihm kam, so weigerte er sich nicht, ihm durch diese seine Geschicklichkeit ein Vergnügen zu machen. Auch Gelehrte, die Beobachtungen über diese Kunst anstellen wollten, nahm er freundlich auf. So ersuchte ihn ein gewisser Abt, Herr Chapelle, um die Gefälligkeit, ihm einige Proben seiner Kunst zu geben, und er war sogleich bereit dazu. Gille führte ihn in seine Stube, ließ ihn bey einem Kaminfeuer sich niedersetzen, und setzte sich selbst ihm gerade gegenüber. Der Abt richtete seine Augen unverwandt auf Herrn Gille, und dieser erzählte ihm wohl eine halbe Stunde lang allerley lustige Geschichten, welche seine Kunst veranlaßt hatte. Mit einemmale hörte der Abt sich bey seinem Namen rufen, und zwar von einer Stimme, die von dem Dache eines gegenüberstehenden Hauses zu kommen schien. Er erstaunte, und fragte Herrn Gille, ob er ihm nicht eben jetzt eine Probe von seiner Kunst gegeben habe? bekam aber nur ein Lächeln zur Antwort. Indem der Abt nach dem Hause wies, von welchem die Stimme her-

kens Elementarbuche vorkommen; allein dem größeren Theile der Leser dürften sie doch neu seyn, und auch diejenigen, denen sie dieß nicht sind, werden sie gewiß hier noch einmal mit Vergnügen lesen.

gekommen zu seyn schien, erstaunte er noch mehr, als er sich antworten hörte: Von daher nicht!"

Dem Anscheine nach kam jetzt dieselbe Stimme aus einer Ecke des Zimmers, und so spielte sie auch nachher gleichsam rund um ihn herum, und schien aus der Ferne, bald von oben, bald von unten zu kommen. Obgleich der Abt wohl wußte, daß es Herrn Gille's Stimme war, so sah er sich doch vollkommen getäuscht, und bemerkte nicht die geringste Veränderung in dem Gesichte dieses Mannes. Doch ward er gewahr, daß derselbe sich Mühe gab, nur Eine Seite seines Gesichtes sehen zu lassen, wann er als Bauchredner sprach.

Der Abt war sehr zufrieden mit dem, was er jetzt gesehen und gehört hatte, dankte Herrn Gille für seine Gefälligkeit, und empfahl sich. Als er nach Paris zurückgekommen war, besuchte ihn ein Freund, und lud ihn auf den folgenden Tag zu einem Gastmahl ein, welches er einer Verwandtin zu Ehren geben wollte. Diese Dame war erst vor kurzem aus England gekommen, um einmal ihre Freunde zu besuchen, die sie seit vielen Jahren nicht gesehen hatte. Sie wußte noch nichts von dem Bauchredner, und der Abt schlug also seinem Freunde vor, ihr mit dessen Kunst ein unerwartetes Vergnügen zu machen. Dieser Vorschlag wurde angenommen; man bat Herrn Gille zu Gaste, und verabredete mit ihm, was für eine Rolle er bey Tische spielen sollte. Die ganze übrige Gesellschaft wurde ebenfalls davon un-

terrichtet, nur die Dame nicht. Dieser sagte man als eine Neuigkeit: es halte sich seit einiger Zeit in einem kleinen Wäldchen nahe bey der Stadt ein Luftgeist auf, welcher öfters selbst am hellen Tage seine Stimme hören lasse.

Die Dame nahm dies für Scherz, und achtete nicht viel darauf; man wiederholte es aber sehr ernsthaft, und fragte sie, ob sie wohl Muth genug hätte, den Geist zu hören. Sie versicherte lächelnd: den Umgang mit guten Geistern scheue sie gar nicht, und es würde ihr angenehm seyn, diesen kennen zu lernen.

Nun wurde beschlossen, die Mittagsmahlzeit in dem Wäldchen zu verzehren, wozu man auch schon vorher die nöthigen Anstalten gemacht hatte. Um die Dame noch mehr zu überraschen, hatte ihr Verwandter Herrn Gille einige besondere Familienumstände entdeckt, von denen er Gebrauch machen sollte.

Schon unter Weges täuschte Herr Gille die Gesellschaft auf die vollständigste Art. Die Mannspersonen waren vor der Stadt aus dem Wagen gestiegen, und giengen zu Fuße; die Wirthinn aber und die fremde Dame fuhren gemächlich voran. Der Wagen mochte ungefähr fünfzig Schritte von den Fußgängern entfernt seyn, als einer der letztern sich bey seinem Namen rufen hörte, mit den Worten: „Kommen Sie doch gütigst auf einen Au-

genblick hierher!" Alle glaubten, das Frauenzimmer im Wagen habe gerufen; denn die Stimme schien von daher zu schallen, und der Gerufene fieng auch schon an, demselben nachzueilen. Herr Gille aber hielt ihn zurück, und sagte lächelnd: er habe nur einen Versuch machen wollen, ob er seiner Kunst noch mächtig sey.

Als die Gesellschaft an Ort und Stelle gekommen war, und sich zu Tische gesetzt hatte, sprach man von nichts, als von der wunderbaren Erscheinung, und wartete begierig, ob der Geist sich bald würde hören lassen. Dieser zögerte auch nicht lange; er bewillkommte die Dame von dem Gipfel eines Baumes herunter mit einem artigen Kompliment. Die Dame lachte und bedankte sich, und alles sah nach dem Baume hinauf, von dem die Stimme herzukommen schien, weil die Dame zu verstehen gab, es würde sich wohl jemand da oben versteckt haben, der diesen Spaß machte. Allein gleich darnach redete die Stimme hinter ihr; und als sie sich umsah, erscholl eine Frage dicht vor ihren Füßen unter dem Tische zu ihr herauf. Nun ward sie ernsthaft, und in ihrem Gesichte zeigte sich Bestürzung und Erstaunen, wovon auch die ganze Tischgesellschaft ergriffen zu seyn schien. Ihre Verwirrung nahm zu, als der vermeynte Geist auf allerley Familiengeheimnisse anspielte, die außer ihr nur der Wirth, ihr Verwandter, wissen konnte. So wurde sie eine lange Weile geneckt, bis man end-

lich besorgte, das Spiel möchte nachtheilige Folgen für sie haben. Man entdeckte ihr also das Geheimniß; diese natürliche Erklärung war ihr aber nicht so glaublich, und schien ihr weniger zu gefallen, als das vorgegebene Wunder von einem Luftgeiste. Nur das einstimmige Zeugniß der Gesellschaft und wiederholte Proben des Herrn Gille selbst brachten sie zur Ueberzeugung von der wahren Beschaffenheit der Sache.

Herr Gille wußte überhaupt bey seinen Scherzen Maaß zu halten, und hatte dabey meistens auch den Zweck, die Menschen dadurch von gewissen Vorurtheilen oder Fehlern zu befreyen. Hier sind ein Paar Beyspiele der Art: Herr Gille machte eine kleine Reise, und wurde unter Weges von einem Gewitter überfallen. Da er in der Nähe keine andere Zuflucht sah, so kehrte er in ein Kloster ein. Er fand es gerade in tiefer Trauer, weil vor kurzem ein Mitglied gestorben war, von dem alle mit der größten Hochachtung sprachen, und sehr bedauerten, daß sie dessen angenehmen und lehrreichen Umgang nicht mehr genießen konnten. Zum Zeitvertreibe gieng Herr Gille in Begleitung einiger Mönche in der Klosterkirche herum, wo man ihm auch das Grab des verstorbenen Mitbruders zeigte, und auf's neue in Klagen über seinen Tod ausbrach. Mit einem Mahle ließ sich eine Stimme vom Chore herab hören, welche den Brüdern Nachläßigkeit in der Erfüllung ihrer Pflichten,

zu beten und zu singen, vorwarf. Die Mönche konnten vor Erstaunen und Entsetzen erst kein Wort vorbringen; als sie sich aber wieder erholt hatten, beschlossen sie, diese sonderbare und für ihre ganze Gesellschaft wichtige Begebenheit den übrigen Mitgliedern zu berichten.

Herr Gille sagte: man würde sie für Schwärmer halten, und ihnen keinen Glauben beymessen; sie möchten also lieber die Brüderschaft in der Kirche zusammen kommen lassen; es könnte seyn, daß der Geist in ihrer Aller Gegenwart seinen Tadel wiederholte. Man befolgte seinen Rath, und holte alle Mitglieder des Klosters, vom Prior an bis zu dem untersten Bedienten, herbey. Sie waren kaum einige Minuten beysammen, so erscholl die Stimme abermahls, und wiederholte die Vorwürfe noch nachdrücklicher. Da fielen alle auf ihr Angesicht nieder, und gelobten auf der Stelle, zu thun, was sie sollten; auch fiengen sie sogleich an, zu singen. Während der Pausen zwischen einigen Versen gab der vermeynte Geist seine Zufriedenheit zu erkennen.

Nach Endigung des Gesanges nahm der Prior Herrn Gille bey Seite, und sagte mit ernsthafter Miene: er wäre nun selbst Zeuge dieses außerordentlichen Vorfalles gewesen, und könnte am besten durch sein Zeugniß die ungläubigen Neuerer zum Schweigen bringen, welche von Geistererscheinungen nichts wissen wollten. Jetzt glaubte Herr Gil-

le, es sey hohe Zeit, die Leute aus ihrem Irrthume zu ziehen. Allein er fand mit seiner Aufklärung von allen Seiten Widerspruch, und nur erst, als er noch verschiedene Proben von seiner Kunst gegeben hatte, ließen sich einige überzeugen, und schienen sich über die wunderbare Täuschung zu freuen.

Einmahl gieng Herr Gille in Gesellschaft einiger guten Freunde spazieren; da gesellte sich ein junger Offizier zu ihnen, den man wegen seiner übertriebenen Großprahlerey nirgends gern leiden mochte. Als sie ihn von fern auf sich zukommen sahen, baten die Uebrigen Herrn Gille, er möchte doch versuchen, ob er diesen Thoren vermittelst seiner Kunst ein wenig beschämen und bessern könnte. Dies war um so leichter auszuführen, da der Offizier Herrn Gille nicht kannte, und von dessen besonderer Kunst auch nichts wußte. Der Offizier gieng eine Strecke mit ihnen, und man sprach von gleichgültigen Dingen. Auf einmahl hörten sie seitwärts in einiger Entfernung ganz deutlich die Worte: „Man weiß nicht immer den Degen zu gebrauchen, den man trägt."

Die Gesellschaft stutzte, die Andern nur zum Schein; der Offizier aber im Ernst. Da dieser hier der einzige war, der einen Degen trug, so konnte auch kein Anderer den Spott auf sich ziehen; er trat daher einige Schritte vor, und rief mit drohender Gebärde: Wer ist der Schurke, der dort

spricht? — Seine Begleiter suchten ihn zu beruhigen. Doch es half kein Zureden; er fuhr fort zu schimpfen und zu fluchen, und schwor: wenn er den Kerl in seine Hände bekäme, so wollte er ihn in Kochstücke zerhauen. „Ein großes Maul ist kein Beweis von Herzhaftigkeit!" erscholls jetzt aufs neue von einer andern Seite her.

Der Offizier ward wüthend, drückte seinen großen Hut tief in die Stirn, und legte die rechte Hand an das Gefäß seines Degens, als ob er ihn ziehen wollte. Die Gesellschaft hatte Mühe, das Lachen zu unterdrücken; man bat ihn indeß noch immer ganz ernsthaft: er möchte sich mäßigen; sein Zorn könne zu nichts helfen.

Ungefähr zwanzig Schritte von ihnen stand nicht weit vom Wege ein Baum, und an dem Fuße desselben ein dickes Gebüsch. Es fieng schon an, etwas dunkel zu werden, und der Offizier richtete sein Augenmerk besonders auf diesen Strauch, weil er zu glauben schien, daß sein Feind darin verborgen sey. Herr Gille benutzte dies, und ließ die Stimme gerade aus dem Gebüsche hervorkommen. Sie rief: „Vor deiner trotzigen Stellung fürchtet man sich auch nicht!" —

Nun war das hitzige Männchen nicht mehr zu halten; es rannte mit gezogenem Degen nach dem Strauche hin, und stach blindlings hinein, und siehe, da sprang ein erschrockener Haase hervor,

und setzte quer über das Feld weg. Die Gesellschaft erhob ein schallendes Gelächter, und oben aus dem Gipfel des Baumes ließ sich noch einmahl die Stimme hören: „Das ist der Feind, den deine Tapferkeit in die Flucht schlagen kann."

Der arme Mensch schäumte vor Zorn; denn er glaubte fest, daß hier jemand verborgen sey, der ihn vor der Gesellschaft beschimpfen wolle. Herr Gille hatte endlich Mitleiden mit ihm, und ließ es dabey bewenden, ohne seine Galle noch ferner zu reitzen. Sie beschlossen, nach Hause zurückzukehren, da es ohnehin schon spät war, und Alle bemüheten sich, den aufgebrachten Offizier zu besänftigen. Als er etwas ruhiger geworden war, gab ihm ein alter ehrwürdiger Mann aus der Gesellschaft auf eine feine Art zu verstehen, es müsse doch irgend ein Anlaß zu diesem beleidigenden Spotte vorhanden seyn, und rieth ihm freundschaftlich, solchen Anlaß lieber zu vermeiden. Wirklich soll der Offizier auch von der Zeit an bescheidner in seinen Reden und Manieren geworden seyn.

4.

Bratwürste bringen an den Galgen.

Lorenz Grab, aus Raßdorf im Fürstenthum Eisenach gebürtig, wurde am 12. Februar 1796 zu Kaltensondheim, einem zum Amte Lichtenau gehörigen Marktflecken, als Dieb gehängt. Bloß seine leidenschaftliche Lüsternheit nach Brat-

würsten brachte ihn an den Galgen. Seine vor mehreren Jahren verstorbenen Aeltern gehörten zu den wohlhabendsten Einwohnern Raßdorfs, und waren rechtschaffene Bauersleute. Als ihr Sohn mannbar wurde, gewöhnte er sich so sehr an den Genuß der Bratwürste, daß er jeden aufzubringenden Heller darauf verwendete. Seine Aeltern wurden diese Leidenschaft frühzeitig gewahr, und versuchten es, ihr nach allen Kräften zu steuern; aber mit Bitten und Schlägen konnten sie nichts ausrichten. So oft sie den Rücken wandten, trug er Getreide und andere Sachen aus dem Hause, und kaufte sich Bratwürste dafür. Er heyrathete, und nun hoffte man, daß Liebe zum Eigenthum ihn bewegen würde, weniger Geld auf die Befriedigung seiner Gierigkeit nach Bratwürsten zu verwenden; allein das war nicht der Fall. Hatte er vorher deßhalb Getreide und andere Sachen verschleppt, so that er es jetzt noch mehr.

Man verschloß den Boden, und entsetzte ihn seines Vermögens; aber durch Hülfe nachgemachter Schlüssel drang er doch dahin, oder verschaffte sich durch kleine Dorf- und Feld-Dieberenen Geld zu Bratwürsten. Nachdem seine Frau um die Scheidung von ihm nachgesucht, und diese auch erlangt hatte, nahm ihn einer von den Raßdorfischen Herren als Knecht zu sich, um zu versuchen, ob er nicht zur Ordnung zurückgebracht werden könne; allein auch hier waren Vorstellungen und Prügel

fruchtlos. So oft er einen Gulden zu Kleidungsstücken bekam, gab er ihn für Bratwürste aus.

Auch der Prediger zu Raßdorf bemühte sich vergeblich, ihn auf bessere Wege zu bringen. Er war zwar bey jeder Vorstellung, die ihm gemacht wurde, gerührt, und erkannte sein Unrecht; aber er konnte nicht Herr über seine Leidenschaften werden. Einst gieng er so weit, daß er während der sogenannten Absolution seinem Beichtvater die Bibel wegstahl, und sie in Bratwurstgeld verwandelte. Er kam zuletzt in Raßdorf in das Gefängniß, weil, seiner Diebereyen wegen, immer mehrere Klagen gegen ihn einliefen; aber hier brach er durch, und trieb sein Diebshandwerk im Hennebergischen so lange fort, bis er endlich in Kaltensondheim den Lohn seiner Thaten fand. Leute, die ihn gekannt haben, versichern, daß er ein äußerst dienstwilliger und gutherziger Mensch gewesen sey, und Freunde genug in der Welt gefunden haben würde, hätte er sich nicht durch eine so elende Leidenschaft unleidlich gemacht.

Der fromme Eremit *).

In einem dunkeln Ulmenhayn,
Da haust' ein frommer Greis.
In einem Hütt'chen, eng und klein,
Sein Haar war silberweiß.

Es pflegt' den grauen Biedermann
Ein frommes Mütterlein;
Ein fruchtbar Gärtchen gränzte dran,
Ans Hüttchen, eng und klein.

Voll stiller Heiterkeit und Fleiß,
Den Spaden in der Hand,
Bebaute selbst der brave Greis
Sein Stückchen Gartenland.

Das Gärtchen trug ihm Frucht und Kohl
Zum ungewürzten Mahl;
So lebte er bey stetem Wohl
Im waldumkränzten Thal.

Gar

*) Kann auch nach der Melodie: Nicht lobenswürdig ist der Mann, gesungen werden.

Gar mancher Mann von wackerm Sinn
Kannt' unsern Eremit;
Man wandelte oft zu ihm hin,
Sang mit ihm manches Lied.

Es hob das Herz sich himmelan,
Wann am krystall'nen Bach
Der achtzigjähr'ge fromme Mann
Von Gott und Tugend sprach!

Den Kindern, die den lieben Greis,
In Stunden stiller Ruh',
Besuchten, um ihn einen Kreis
Oft schlossen, rief er zu:

„Uebt immer Treu und Redlichkeit
„Bis an das stille Grab,
„Und weichet keinen Finger breit
„Von Gottes Wegen ab.

„Dann suchen Enkel eure Gruft,
„Und weinen Thränen d'rauf,
„Und Sommerblumen, voll von Duft,
„Blüh'n aus den Thränen auf." *)

Die Kinder ehrten dieses Wort,
Und waren auf der Hut,
Zu jeder Zeit, an jedem Ort
Betrugen sie sich gut.

*) Die zwey Strophen sind von Hölty, einem der besten Dichter Deutschlands, der aber, leider! schon in seinem 28sten Jahre starb.

Und viele dankten ihm ihr Glück
Und ihre inn're Ruh.
O lebe lange, uns zum Glück!
Rief man ihm allzeit zu.

Er ist nicht mehr, der fromme Greis,
Sein Auge schloß sich zu.
Dort, wo die Blümchen, blau und weiß,
Schön blüh'n, schläft er in Ruh'.

Das Mütterchen sitzt oft am Grab
Mit trauervollem Sinn,
Auch wankt an seinem sichern Stab
Noch mancher Greis dahin.

O! übet Treu und Redlichkeit,
Wie er, bis an das Grab,
Und weichet keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Dann suchen Enkel eure Gruft,
Und weinen Thränen d'rauf,
Und Sommerblumen, voll von Duft,
Blüh'n aus den Thränen auf!

Die Folgen der Verwegenheit.

(Eine wahre Geschichte.)

Altmann, der einzige Sohn einer rechtschaffenen Familie, die auf ihn alle Hoffnung setzte, wurde von seinen Eltern schon in seiner frühen Kindheit zum Studieren bestimmt. Man entdeckte an dem Knaben schöne Anlagen, und sein Fleiß, den er zu ihrer Ausbildung anwandte, ließ erwarten, daß er die Wünsche seiner Eltern erfüllen, und ein Mann werden würde, von gemeinnützigen Kenntnissen, voll Eifer fürs gemeine Beste.

In der Gegend, in welcher Altmann lebte, waren die Schulen nicht in dem besten Zustande; daher faßten seine Eltern den Entschluß, ihren Sohn auf ein Gymnasium zu schicken, welches ihnen sehr vortheilhaft geschildert wurde. Der Abschied kostete beyden Theilen viele Thränen. „Sohn, gehe hin, sprach der Vater, und werde gut, und werde geschickt. Bald wird uns Berg und Thal, ein Raum von zwanzig Meilen, trennen; wir werden oft nach Dir hinblicken, und uns freuen, wenn wir erfahren, daß Du Deine Zeit nützlich anwendest und

auf guten Wegen wandelst." Der Sohn versprach zu thun, was seine redlichen Eltern wünschten.

Altmann traf nach einigen Tagen in der Stadt ein, wo jenes Gymnasium sich eben in einem blühenden Zustande befand. Außer mehreren Landsleuten fand er hier eine Menge Jünglinge, die mit ihm nach einem gemeinschaftlichen Ziele strebten, und Lehrer, die es sich recht angelegen seyn ließen, die studierende Jugend in verschiedne Wissenschaften einzuweihen. Hier lebte Altmann zwey glückliche Jahre. Der Umfang seiner Kenntnisse erweiterte sich mit jedem Tage; sein Geist wuchs, wie sein Körper. Die Natur hatte ihn mit großer Körperkraft ausgestattet, und seine einfache Lebensart, seine Mäßigkeit, viele Bewegung, und mancherley Abhärtungsmittel hatten diese Kraft nicht nur erhalten, sondern auch so erhöht, daß er unter allen Studierenden für den stärksten gelten konnte.

Offenheit bey seinen Reden und Thun, diese Eigenschaft edler Seelen, viel theilnehmendes Gefühl, männliche Geradheit und Biederkeit, waren die Hauptzüge seines sittlichen Karakters. Durch seine Denkungsart erwarb er sich manchen redlichen Freund, und viele erinnern sich noch jetzt an die angenehmen Stunden, die sie in seiner Gesellschaft genossen. Auch ich, der ich dieses erzähle, habe seinem Umgange viele frohe Augenblicke zu danken, und bedaure mit seinen Freunden den frühen Verlust eines Jünglings, der schon nahe den männlichen Jahren, versehen mit schönen Kenntnissen,

und beseelt von guten Gesinnungen, in der schönsten Periode seines Daseyns ein trauriges Opfer der Verwegenheit wurde.

Zwey Jahre waren bereits für Altmann auf dem Gymnasium zu K. verflossen. Der Tag der öffentlichen Prüfung rückte heran. Nach vollendetem Examen giengen die gewöhnlichen Schulferien an, welche fast immer sechs Wochen dauerten. Die meisten Studierenden verließen dann K., besuchten ihre Vaterstadt oder traten Lustreisen an. Altmann sehnte sich nach seiner Vaterstadt, sehnte sich wieder in den traulichen Zirkel seiner Eltern und Anverwandten. Dort wollte er von neuem die Freuden des häuslichen, herzlichen Lebens geniessen, über die doch nichts im Leben geht, wenn von Freude die Rede ist; er machte mancherley Plane und sah mit Entzücken dem Augenblicke seines Abgangs von K. und des Wiedersehens seiner geliebten Eltern entgegen. Guter Jüngling, Deine schönen Entwürfe blieben unausgeführt, und Du sahst die nie wieder, die Dir nahe am Herzen lagen, die ihre ganze Hoffnung auf Dich, den einzigen Sohn, setzten!

Der Tag der öffentlichen Prüfung erschien. Altmann trug ein gutes Lob davon. Dieß erfüllte seine Brust mit ungemeiner Freude. Er wollte schon an diesem Tage seine Reise zu seinen Eltern antreten. Allein unvorhergesehene Hindernisse kamen dazwischen und er mußte sie verschieben. Einer von seinen Landsleuten, der durch seine Vaterstadt muß-

te, reiste diesen Tag ab. Altmann gab ihm einen Brief mit, worin er seinen Eltern schrieb, daß er sich herzlich sehne, sie einmal wieder zu sehen und daß er sie in einigen Tagen zu umarmen gedenke.

Angenehme Gefühle wechselten in Altmanns Brust. Er ließ eine Flasche Wein, und noch Eine holen, lud gute Freunde zu sich und trank, jubelnd, die Gesundheit seiner Eltern, Anverwandten und seines abgehenden Landsmannes, der zugegen war. Dieser machte sich darauf auf den Weg. Altmann und mehrere Freunde begleiteten ihn. Man kam in die Vorstadt, an deren einem Ende ein großer angelegter Wasserfall braußt. Weit hört man sein Sausen, besonders in einer stillen Nacht. Hoch thürmen sich hier die Wellen, wälzend drehen sie sich in Wirbeln herum und ein weißer Schaum schwebt und fällt allezeit in der Luft. Nur der sehr geübte Schwimmer darf hoffen von den Wellen nicht verschlungen zu werden.

Ober dem Wasserfalle fließt ein tiefer Graben, der einen Theil des Wassers auf Mühlen leitet. Hier pflegen sich viele Studierende in den wärmern Jahreszeiten im Schwimmen zu üben, und immer giebt es welche, die es in dieser sehr nöthigen Geschicklichkeit sehr weit bringen. Auch Altmann badete hier oft und legte sich vorzüglich auf das Wassertauchen; hierin war er so geschickt als sonst keiner. Diese Geschicklichkeit flößte ihm ein großes Vertrauen auf seine Kräfte im Wasser ein. Ueberdieß war er in Gefahren sehr unerschrocken, und besaß einen Muth,

den nichts erschüttern konnte. Jene Geschicklichkeit im Wassertauchen, verbunden mit diesem Muthe, hatte ihn schon zu wiederholtenmalen geneigt gemacht, in den beschriebenen Wasserfall zu springen. Die Vorstellungen anwesender Schwimmer, die die Gefahr, welche damit verbunden ist, kannten, hielten ihn bisher von dem Wagestücke ab. Da er nicht schwimmen konnte, so war fast mit Gewißheit vorauszusehen, daß er ein Raub der Fluthen werden würde.

In dem Graben badeten eben einige gute Schwimmer, als Altmann, mit dem Landsmanne, den er begleitete, bey dem Wasserfalle ankam. Hier wollte man sich trennen. Altmann bekam Lust sich zu baden. Nun Freund, sprach er zu seinem Landsmanne, heute will ich es einmal wagen, mich den Wasserfall hinabzulassen. Du mußt ein Zeuge davon seyn.

Er entkleidete sich. Alle Anwesende wiederriethen es ihm, baten ihn dringend, sich einer so großen Gefahr nicht auszusetzen. Allein sein Kopf war vom Weine erhitzt, seine Freude über die glücklich bestandne Prüfung und über die bald zu erfolgende Reise nach seiner Vaterstadt so mächtig, daß er den Vorstellungen, den Bitten nicht nachgab. „Wer niemals was wagt, rief er, ist eine gemeine Seele! Fürchtet nichts, ich bin mit dem Wasser vertraut, lange kann ich unter demselben bleiben, und die Fluthen bringen mich sicherlich bald auf eine seichte Stelle!"

Er stellt sich auf das Gerüste, von welchem er in die brausenden Wellen springen will. Alles ver-

sammelt sich um ihn. Er streckt seine Arme aus, ruft: Eins! Zwey! Drey! und stürzt muthvoll in in die tobenden Fluthen. Sie bedecken ihn ganz. Nichts ist nun von ihm zu sehen. Die Anwesenden starren erschrocken vor sich hin; endlich erblicken sie einen Theil der Hand. Sie verschwindet gleich wieder. Einige Sekunden vergehen, die Hand erscheint noch einmal, gleichsam als flehe sie um Rettung. Drey der beherztesten Schwimmer bedenken sich nicht lange, sondern stürzen eiligst den Wasserfall herab, um wo möglich ihren Bruder zu retten. Die Wellen drehen sie herum, werfen sie von einer Seite zur andern, keine Hand erscheint mehr, sie drängen sich dem Ufer zu, und besteigen es ermüdet, ohne die Absicht, aus welcher sie sich der Gefahr aussetzten, erreicht zu haben.

Es wird Lärm gemacht. Viele Menschen laufen zusammen; man schlägt aus Brettern ein Floß zusammen und schwimmt neben dem Wasserfalle herum, versehen mit Feuerhacken und langen Stangen, womit man den Unglücklichen in den Fluthen sucht. Mehr als vier Stunden vergiengen bis man ihn fand. Er sah ganz entstellt aus. Sein Gesicht war verzerrt, seine Augen standen offen und starr, am Oberleibe zeigten sich mehrere Wunden und seine Hände waren so stark zusammengeballt, daß man Mühe hatte sie zu öffnen. Man fand Sand darin. Der Unglückliche muß bis auf den Boden gesunken seyn, dort in dem Sande vor Schmerzen gewühlt

und dann seine Finger krampfhaft zusammen gezogen haben.

Der todte Körper ward nun gerieben, und alles versucht, um ihn wieder ins Leben zu bringen. Alle Versuche blieben fruchtlos; nicht das geringste Zeichen von Leben gab er von sich. Er war und blieb todt, und der Landsmann des unglücklichen Altmann, der seinen Eltern die freudige Botschaft bringen sollte, daß ihr Sohn ihnen bald in die Arme sinken würde, mußte nun ein Trauerbote seyn, und die Herzen einer rechtschaffenen Familie durch die Nachricht erschüttern, daß der nicht wiederkehre, auf welchem ihre ganze Hoffnung gebaut war.

Alle, die den Unglücklichen kannten, weinten ihm eine Thräne des Mitleids. Man schmückte den Sarg mit Blumenkränzen, und acht Jünglinge, im Trauergewande, trugen ihn an seine Ruhestätte. Am Begräbnißtage kamen Anverwandte von ihm in K. an, in der Absicht, ihn auf einem Wagen zu seinen Eltern abzuholen. Man denke sich ihren Schmerz, als sie ihn auf der Bahre fanden. Sie vergrößerten den ansehnlichen Leichenzug und erhöhten durch ihre Gegenwart die Trauer der Handlung. Der Leichenredner feyerte das Andenken des Unglücklichen in einer gefühlvollen Rede, in welcher er zuletzt auch lehrreich den Satz ausführte: „Daß Muth und Unerschrockenheit den Jüngling ziere, aber ausgeartet in Verwegenheit, ihn unglücklich mache und ihm nicht zur Ehre gereiche."

Die Negerin, eine Anekdote.

Mongo Park, ein Mann, der sich um nähere Kenntniß von Afrika durch eine abentheuerliche und gefahrvolle Reise dahin sehr verdient machte, konnte einst der Sklaverey oder dem Tode, der ihm drohte, nur durch die kühnste Flucht entgehen. Funfzehn der mühseligsten Tage, wo er öfters Gefahr lief, zu verschmachten oder zu verhungern, hatte er in den Wüsten zurückgelegt, als am sechszehnten Morgen seine Augen das große sehnlich gewünschte Ziel seines ganzen Unternehmens — den Neger erblickten. Im vollen Glanze der Morgensonne floß dieser majestätische Strom sanft durch Sego. Park fliegt auf diese Residenz eines Königes hin, in der zuversichtlichen Ueberzeugung, hier seine Rettung zu finden.

Sobald dem Könige die Ankunft eines Blanken (Weißen) gemeldet war, ließ er ihn durch einen Boten fragen, was ihn nach Sego führe, was er da suche? Park erklärte demselben den Zweck seiner Reise und sein erlittenes Ungemach so rührend als möglich. Der Bote verwieß ihn darauf nach ei-

nem abgelegenen Dorf. Er begiebt sich dahin, allein keiner von den Bewohnern wagte es, ihn aufzunehmen, so sehr auch sonsten bey Wilden Gastfreyheit Sitte ist; vermuthlich darum, weil man durch seine Aufnahme den König nicht beleidigen wollte.

Park, vom Gipfel seiner Hoffnungen in eine Lage zurückgeworfen, die der kaum überstandenen an Sorgen beynahe gleich ist, harrt auf irgend eine mitleidige Seele, die seinen unglücklichen Zustand fühle, und ihm hülfreiche Hand leiste. Allein, statt daß eine gastfreundliche Thüre sich ihm öffnete, bricht ein heftiger Sturm über seinem Haupte los, der einen plötzlichen und gewaltigen Regen herabgoß. Der Engländer sattelt sein Pferd ab, und eilt, sich unter einen Baum zu retten. Eine Negerin kommt des Wegs, sieht den hülflosen Zustand des Fremden, nimmt Sattel und Zaum mit, und bietet ihre Hütte ihm an. Mit großer Aemsigkeit und Freundlichkeit bereitet sie für den Mann ein Gerichte von Fischen, für das Pferd Futter die Fülle, und eine Matte zum Nachtlager. Dann rief die Alte ihre weiblichen Hausgenossen noch zur Arbeit des Baumwolle-Spinnens zusammen, die sie sich bis tief in die Nacht mit Singen verkürzten. Unter andern sangen sie auch die Geschichte des Tages in einem Liede, ungefähr so eingekleidet:

Die Vorsängerin. Laut heulte der Sturm, in Strömen ergoß sich der Regen, erschöpft warf sich der Blanke unter den Baum.

Der Chor. Laßt uns der Hülflosen uns erbarmen! Laßt uns auch der Blanken uns erbarmen!

Die Vorsängerin. Ach! keine Mutter hatte er, die ihm Milch brächte, keine Gattin, die ihm Korn stampfte.

Der Chor. Laßt uns der Hülflosen uns erbarmen! Laßt uns auch der Blanken uns erbarmen! Ach keine Mutter hatte er, die ihm Milch brächte, keine Gattin, die ihm Korn stampfte.

Die Vorsängerin. Ach! keine Schwester hatte er, die ihm Kuschkusch *) darbot, keine Freundin, die ihm Wasser reichte.

Der Chor. Laßt uns der Fremden uns erbarmen! Laßt uns auch des Blanken uns erbarmen! Ach! keine Schwester hatte er, die ihm Kuschkusch darbot, keine Freundin, die ihm Wasser reichte u. s. w.

*) Ein Gericht von Türkischem, oder Indianischem, oder welschem Korn.

Prinz Theodor.

Ein Auszug aus Theodors glücklichem Morgen.
Von Sentenis.

Adolph, einer der edelsten Fürsten, welche sein Jahrhundert aufzuweisen hatte, schuf sein Land, das er als Wildniß vorgefunden, zum Paradiese um. Da er in Schlachten nicht geglänzt hatte, gab ihm die Geschichte zwar nicht die Namen des Tapfern, des Kühnen, des Unerschrockenen; aber dafür nannte ihn sein Volk den Guten, den Menschlichen, und liebte und segnete ihn. Ehrensäulen von Marmor und Erz ragten für ihn weder auf seinen Marktplätzen, noch auf seinen Landstraßen empor, — denn er wollte sie nicht, weil der Flor seines Landes, das Werk seiner Hände, ihm Ehrendenkmals genug war; aber er wußte, daß, wo einer seiner Unterthanen kniete und betete, auch seiner gegen den Weltschöpfer in Segen gedacht werde.

Seine treffliche Gattin, Ulrike, gebahr ihm einen Sohn, der den Namen Theodor erhielt.

Sechs Jahre blieb Theodor unter der Aufsicht seiner Mutter, und es war dafür gesorgt, daß keine alberne Weiber um ihn seyn, oder doch nichts verderben durften. Für Reden, Thun, Genießen und Leiden waren Vorschriften gemacht, die der weise Adolph mit Ulriken gemeinschaftlich verabredet hatte, und die unverbrüchlich befolgt wurden.

Nach seinem sechsten Jahre wurde ein junger aufgeklärter wackerer Mann, Namens Rothe, mit Hofrathkarakter und Ministergehalt als Erzieher des Prinzen angestellt, und zugleich ein Rescript bekannt gemacht, daß niemand den Prinzen Ihro Durchlaucht oder gnädigster Herr, sondern Prinz nennen sollte; und die Veranstaltung getroffen, daß Theodor erst spät erfahren sollte, daß er einst Fürst werden würde.

Adolph machte Rothen, als Freund dem Freunde, den durchdachtesten Plan über des Prinzen Erziehung bekannt, bey dessen Befolgung man erwarten durfte, daß Theodor einer der gesundesten, stärksten, thätigsten, männlichsten, weisesten und edelsten Menschen würde, welche die Nation aufzuweisen hätte.

Der Prinz wurde von der Fürstentafel, und von allem Umgang, der ihm nachtheilig werden könnte, entfernt; Rothe wurde sein Freund und täglicher Gesellschafter, und hatte von seiner Erziehung niemanden, als dem Fürsten selbst, Rechenschaft zu geben.

Freylich war der Hof und die Stadt mit der neuen Erziehungsmethode sehr unzufrieden; aber der Fürst gieng seinen Weg ruhig fort, und schätzte seinen Rothen.

Unter den ersten Räthen des Fürsten war der Geheimerath Zensdorf, der dem fürstlichen Hause die wichtigsten Dienste geleistet hatte. Der alte Mann hatte eine so ausgebreitete eisenfeste Memoire, (Gedächtniß) daß er mehrentheils Jahr und Tag, wann etwas auseinandergesetzt, berichtet oder verordnet war, pünktlich angeben, und sogar die Seite im Buche, worauf er sich berief, aus dem Kopfe hernennen konnte. Adolph schätzte ihn deßhalb hoch, und er war einer von denen, welche zu aller Zeit unangemeldet bey ihm Zutritt haben konnten. Dieser ehrwürdige Greis machte dem Fürsten oft die ernstlichsten Vorwürfe, daß er den Prinzen nicht sollte verwahrlosen lassen. Wie? der Prinz sollte nicht gnädigster Herr genannt werden? sollte leicht gekleidet gehen? sich selbst ankleiden? im achten Jahre noch nicht lesen? Lauter Verwahrlosungen, über welche der ehrliche Zensdorf, der in allen Archiven davon nichts vorgefunden hatte, tief aufseufzete. Der Fürst suchte ihn zu beruhigen, und liebreich zu belehren. Indeß wurde doch die Unzufriedenheit allgemeiner, und die herrliche Preßfreyheit jetzt dazu gemißbraucht, daß man über Rothen und zuweilen über den Fürsten selbst Klagen, Spott und Vorwürfe ergoß. Ja die Raserey gieng so weit, daß man, in einem Pasquill, dem Fürsten,

der die Hoffnung des Landes so schändlich zerstöre, mit Rebellion und Aufruhr drohete.

Zensdorf wollte, daß das teuflische Pasquill, die unerhörte Majestätsschänderey, durch Henkershand verbrannt, und auf den Kopf des Majestätsverbrechers wenigstens zehntausend Thaler gesetzt würden! Adolph war andrer Meynung. Er ließ das Pasquill noch einmahl abdrucken, und auf der innern Seite des Titelblatts mit großen Lettern folgende Worte setzen:

„Wer Arges thut, der hasset das Licht, daß seine Werke nicht gestraft werden, Wer aber Gutes thut, der kommt an das Licht, damit seine Werke offenbar werden: denn sie sind in Gott gethan!"

Adolph.

Unter dem Titel stand:

„Zweyte ungeänderte Auflage, ad mandatum Serenissimi specialissimum," (auf höchsten Befehl.)

Dies machte einen unaussprechlichen Eindruck auf die ganze Nation; und von der Zeit an hörte man nicht wieder von einer Zeile, die gegen die Erziehung des Prinzen zum Vorschein gekommen wäre. Die anfänglich allgemeine Neugierde auf das, was der Fürst des schändlichen Pasquills wegen thun würde, verwandelte sich nun in einen allgemeinen Abscheu gegen den Verfasser desselben.

Jeder beeiferte sich, diesen zu entdecken, und man entdeckte ihn wirklich, und wollte ihn dem Fürsten nennen. Adolph wollte ihn nicht wissen. Tags darauf kam die Nachricht, daß der Hofprediger unsichtbar geworden sey. Zur Auflösung dieses Räthsels diente die Entdeckung, die man aus einigen, nach der Zeit noch an den gewesenen Hofprediger eingegangenen Briefen machte: Daß er nämlich ein verkappter Jesuit gewesen sey.

Der Prinz bekam jetzt, auf Rothens Vorschlag, wöchentliches Taschengeld, das er zu seinem Vergnügen anwenden konnte, wie er wollte. Rothe stellte ihn auf die Probe, und führte ihn eines Tages, gleich nach Tische, in die Hütte einer armen Familie.

Schon beym Eintritt schien sich das in ihr wohnende Elend anzukündigen. Queer durch die Hausflur war ein Strick gezogen, auf welchem die gewaschenen Hemden der ganzen Familie hiengen, die alle zerrissen waren. Eine lange hölzerne Bank, und ein offener leerer Brodschrank füllten den übrigen Platz aus. Ein Kind öffnete die Stube, die eben groß genug war, die in ihr wohnenden Menschen zu beherbergen. Sie fanden eine Familie von zehn Personen, Mann, Frau und acht Kinder, die alle einen Tisch umgaben, auf dem ein Brod und ein Teller mit weichem Käse befindlich waren. Der Mann hatte sich mit dem Kopfe auf den Tisch gelegt, die Mutter theilte das Brod an die Kinder aus, und die Kinder, welche alle bleich aussahen,

schienen, wie heißhungrig, die Brodschnitte zu verschlingen.

Rothe. Und ihr esset heute so spät, ihr guten Leute?

Tagelöhner Müller (der in die Höhe blickt und dann wieder den Kopf auf den Tisch legt.) Haben wir doch nicht eher was gehabt.

Rothe (über das verfallene Gesicht des Tagelöhners erschrocken.) Wie denn so, lieber Mann?

Müller. Ja wie so? — Reiche Leute haben gut reden. —

Müllerin. (weinend) Lieber Herr, ich will Ihnen alles sagen. —

Müller. (von der Seite, und ärgerlich) Frau, so schweig doch! — es hilft dir ja doch nichts.

Rothe. Guter Mann, ich verarge ihm nicht, was er spricht. Vielleicht hat er Ursache dazu. Dießmal aber laß er seine Frau nur ihr Leiden klagen.

Die Müllerin beschrieb so einfältig als herzangreifend, ihre Noth, die Krankheit ihres Mannes, und ihre äußerste drückendste Armuth. Der Prinz, sehr gerührt, gab ihnen seinen ganzen Vorrath an Gelde, und Rothe gab der Frau, um warmes Essen zu holen. Aus vollem Herzen dankten die Armen, und waren nur deswegen noch etwas mißmuthig, daß ihre Wohlthäter, und besonders der liebliche junge Herr, ihnen ihre Namen nicht nennen wollten. —

Rothe führte seinen Liebling von hier geraden Weges zum Thore hinaus in die offene Natur.

Theodor gieng wie in sich selbst gekehrt. Vor seinen Augen schwebte das Bild des menschlichen Elends, dergleichen er noch nie gesehen hatte. Dann regte sich der Gedanke in ihm, daß er dasselbe verringern geholfen, und so schöpfte er allmählig freyern Athem. O rief er endlich, wie schön ists heute hier! So schön habe ich es doch in meinem Leben hier nicht gefunden.

Rothe. Woher mag das kommen, lieber Prinz?

Prinz. Ich weiß es selbst nicht. Es muß doch aber wohl heute schöner seyn, als es sonst war. Wie könnt ichs denn sonst schöner finden?

Rothe. Nein, Prinz, die Ursache davon liegt in Ihnen. Sie finden es heute nur schöner. Es war gestern, es war ehegestern eben so schön als heute; für Sie ist es heute nur schöner.

Prinz. Das wüßt' ich doch nicht. Wie sollte das zugehen?

Rothe. Das will ich Ihnen sagen. Sie haben eben eine schöne Handlung der Menschenliebe ausgeübt. Handlungen dieser Art geben an sich schon dem Herzen die sanfteste Stimmung. Dazu kömmt dann die hohe Freude, daß man recht und brav gethan habe. Hierdurch wird die sanftgestimmte Seele etwas geschwungen, und in diesem sanften Schwunge nimmt man an der Natur den allerseligsten Genuß, und die ganze Welt wird dann schöner um uns her, als jemals. Wer einen recht vergnügten Spaziergang machen will, der muß auf dem Hinwege erst

durch die Hütten des Elends gehen! Jetzt ists uns nun, als schiene uns die Sonne liebreicher an; als wäre die Luft milder; als machten sich die Aussichten vor uns hin schöner; als dufteten die Blumen stärker; als sängen und schlügen Lerchen und Nachtigallen herrlicher. Aber dieß kommt alles daher, weil wir gegen Müllern und seine Familie so liebreich und mild gewesen sind, wie die Sonne und die Luft jetzt gegen uns, und weil wir zehn Menschen jetzt mehr gewesen sind, als Lerchen und Nachtigallen uns jetzt werden. Ein Menschenfeind, der jetzt hier herumgienge, hörte vielleicht Lerche und Nachtigallen weder singen, noch schlagen; er blickte vor den Sorgen, die ihm Geitz, Neid und Rache machten, starr vor sich hin, und es fröre ihn wohl hier mitten im Sonnenscheine. Ueberhaupt erhält jedes erlaubte und unschuldige Vergnügen, durch ausgeübte Güte und Wohlthätigkeit mehr Werth und Reitz für uns; und wer eine Freude recht genießen will, der muß vorher andern erst Freude machen! —

Der edelmüthige Prinz war auch nach der Rückkehr auf seinem Zimmer in Gedanken noch immer bey dem armen Müller, und verwendete sein nächstes Wochengeld, wozu er noch einen Gulden von Schmidt (der ihm und Rothen zur Bedienung gegeben war) borgte, zum Ankauf von Leinewand, und überraschte dann die Fürstin mit einer sehr naiven Bitte:

„Liebe Mama, ich habe eine Bitte zu Ihnen, aber Sie müssen ja dem Hofrath nichts davon sagen.

Ich habe dafür arme Leute, wo wir neulich gewesen sind, Leinwand zu Hemden gekauft. Ach, die Leute sind doch gar zu arm! Vater, Mutter, und acht Kinder — und hatten kein Brod — und die Hemden hiengen im Hause ganz zerrissen und zerlappt. Da wäre nun Leinwand zu Hemden; aber ich habe kein Geld mehr zu Macherlohn. So wollte ich Sie bitten: daß Sie doch die Hemden zuschnitten, und Sie von Ihren Jungfern nähen ließen."

Ulrike weinte Freudenthränen, versprach ihm seine Bitte zu erfüllen, und erfüllte sie pünktlich. Schmidt ward gerufen, um die Größe der acht Kinder ungefähr anzugeben. Ulrike schnitt die Leinewand selbst zu, und sämmtliche Frauenzimmer, von der ersten Hofdame an bis zum letzten Garderobemädchen, saßen nun, und nähten nach Herzenslust. Rothe, als er den durchgesetzten Plan des Prinzen erfuhr, die Hemden umsonst genäht zu bekommen, lachte überlaut. Ulrikens herablassende Thätigkeit zwang ihm Ehrfurcht für sie ab, und wenn er sich alle die Hofdamen einmal auf ein Paar Tage mit der Nähnadel beschäftigt dachte, so hätte er Theodorn so lange dafür auf dem Arm tragen mögen. So wie ein Hemde nach dem andern fertig war, kam Theodor herbeygeschlichen, und trug es in seinen Schrank. Eben als er das letzte auf die Seite brachte, öffnete jemand die Thür.

Rothe. Da haben Sie ihn! Er hat uns ausgekundschaftet.

Müller. J ganz gehorsamer Diener, Monsieur Prinz — wollte ich sagen, Jhro —

Rothe. (leise zu ihm) Er spricht bloß Prinz, und damit ists gut.

Theodor. Ach nein — das ist nichts. Nein — nun ists nichts. Nun hat er mich doch erkannt. Nun ist die beste Freude verdorben.

Müller. O ich erfuhr es an demselben Tage noch, da Sie bey mir gewesen waren, wer Sie wären. Ein Nachbar kam nach dem andern, und sagte mirs. Vorher hatte mich keiner wohnen gewußt, aber nun kamen sie alle. Ich wäre auch gleich zu Jhnen gekommen, aber die Beine wollten noch nicht recht wieder fort. Morgen will ich in die Kirche gehen, und übermorgen wieder an die Arbeit; und so dacht ich, müßte mein erster Gang heute noch zu dem lieben Prinzen seyn, der so viel an uns gethan hat. Ich hätte bald alle meine acht Kinder auch mitgebracht, aber meine Frau war mir zuwider, die sagte, es schicke sich nicht; und ich sollte nur erst zusehen, daß ich alleine aufs Schloß käme, unten stände eine Schildwache.

Prinz. Ach mit der Schildwache — aber das ist mir nicht lieb, daß er nun weiß, wer wir gewesen sind.

Müller. J du liebe Zeit! die Freude können Sie einem armen Manne wohl gönnen; daß er nun weiß, wer ihm Gutes gethan hat, und daß er nun kommen, und sich recht herzlich bedanken kann.

Theodor. Er soll sich aber nicht bedanken.

Müller. J nun, so wills ich auch nicht weiter thun. Seyn Sie doch nur nicht böse! So oft wir aber von dem Brod essen, das Sie uns gekauft haben, sprechen wir auch von Ihnen, und ich wünsche, daß Ihnen jede Mahlzeit, die Sie noch in hundert Jahren halten, so gut schmecken möge, wie uns das Brod schmeckt!

Müller kam nun so ins Schwatzen hinein, daß der Prinz darüber allen Unmuth vergaß. Rothe mußte Müllern ein Zeichen geben, daß er nun wieder nach Hause gehen könnte, und der Prinz rufte ihm nach: ich besuche ihn bald wieder! Tages darauf giengen sie hin. Die Kinder thaten anfangs schen gegen den Prinzen, auf Rothens Zureden aber waren sie bald alle um ihn her, und ein allgemeines Frohlocken erfüllte die Stube. Da trat Schmidt in seinem großen Regenmantel herein.

Rothe (sich verstellend.) Was will er Schmidt?

Schmidt (mit affectirter Einfalt.) J da bring' ich was. (sezt einen Hebekorb voll Hemden auf den Tisch.)

Rothe (den Prinzen bedeutend ansehend.) Von wem ist das?

Theodor. (Händeklatschend) Ha, ha, ha, ha! (an Rothen hinspringend.) Lieber Hofrath, Sie werden doch darüber nicht böse werden? (an den Tisch zurückspringend.) Seht hier, liebe Leute — —

Er fieng an auszupacken, und theilte die Hemden reiheherum aus. Alle erstaunten und frohlockten. Noch mehr aber erstaunte der Prinz, als er unter dem letzten Hemde eine goldene Uhr fand, mit angehängtem Zettel:

„Diese Uhr sollst Du nicht zum Lohn, sondern zum Andenken der ersten wohlthätigen Handlung Deines Lebens von Deiner Mutter haben. Lohnen für ausgeübtes Gute kann keine goldene Uhr, wohl aber das freudige Bewußtseyn, sie ausgeübt zu haben."

Die Geschichte mit dem armen Müller hatte noch das Gute für das Land: daß Fürst Adolph eine Versorgungs-Anstalt stiftete für arme kranke Handwerker und Tagelöhner, welche zwar Abwartung, aber keine Arzney und kein Essen haben, womit sie sich laben und stärken könnten.

Adolphs Religion bestand in den Hauptsätzen: „Glaube ein oberstes Wesen als Schöpfer und Regierer der Welt, und verehre dasselbe durch Weisheit und Tugend! Lebe unsträflich, und thue um Dich her so viel Gutes als Du kannst, auf daß Du auch jenseit des Grabes noch glücklich seyn mögest!" Und dieß, sprach er zu Rothen, werde auch die Religion meines Sohnes. Er werde kein Andächtler, kein Frömmling, sondern ein wahrer Verehrer Gottes. Immer rufen Sie ihm zu: Arbeite, leiste, verlaß Dich nicht auf fremdes Verdienst; es geht Dir sonst wie der Krähe mit fremden Federn. Nur was Du säest, wirst Du ärndten. Deine Werke, Dei-

ne Werke folgen Dir nach!" Lehren Sie ihn übrigens noch das Gebet richtig schätzen. Es ist das beste Stärkungsmittel gegen die Schwächen des menschlichen Herzens!

Bey feyerlichen Veranlassungen soll er sich nicht schämen, mitten unter seinem Volke zu knieen, und gegen das oberste Wesen seine innigste Verehrung durch die Zeichen auszudrücken, durch welche die Natur sie ausdrückt. Wenn er einst eben so wie seine Bürger und Bauern, Tagelöhner und Hirten zu Staube werden muß: so wird es nicht gegen seine Hoheit seyn, sich schon vorher, eben so wie sie, vor Gott in den Staub zu demüthigen. Ich halte nicht viel auf Aeusserlichkeiten; das habe ich denn aber doch aus Erfahrung: daß das Beyspiel eines vor Gott sich demüthigenden Fürsten unbeschreiblichen Eindruck auf sein Volk macht.

Ich erinnere mich eines solchen Vorfalls, als ich einmal von einer schweren Krankheit genesen war. Ich hatte damals einen wackern Hofprediger; diesen ersuchte ich, daß er, wenn er mich zum erstenmale wieder im Tempel erblickte, mir die Pflichten öffentlich vorstellen möchte, welche ein wiedergenesener Fürst Gott und seinem Volke schuldig ist. Der Mann that es auf eine vortreffliche und männliche Art. Durch eine unerwartete Wendung, die er am Schlusse seiner Predigt nahm, forderte er erst die Gemeinde zum freudigen Dank gegen Gott für meine Genesung auf, und führte mich darauf selbst betend

ein, und ließ mich Gott die Erfüllung meiner Pflichten geloben. Er sprach mir so ganz aus der Seele, und riß meine Empfindungen so hin: daß ich, ohne mich dessen deutlich bewußt zu seyn, während des Gebets auf meine Kniee fiel, und meine Arme zum Himmel emporstreckte. Kaum hatte ich es gethan, so lag die ganze Gemeinde eben so wie ich. Wahrlich! einen feyerlichern Anblick habe ich nie gehabt! Die Stille, welche dabey im Tempel war, die hohe Andacht vor Gott, welche sich auf allen Gesichtern zeichnete, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Heilige Schauer des Lebens und des Todes schienen von mir auf die Bürger, und von ihnen wieder auf mich über zu schweben. So lang das Gebet währte, waren alle Blicke gen Himmel gerichtet, und so wie es aufhörte, fielen sie alle auf mich, und blieben an mir hangen. Seliger als Fürst habe ich mich nie gefühlt, als in jenen Augenblicken! Da war mir, als gössen Himmel und Erde Regen, Friede und Freude über mich aus. Ich war wie begeistert, und blieb noch eine Zeitlang in der Lage, als der Geistliche schon von der Kanzel gieng; aber — wenn doch irgend ein Mensch in der ganzen Gemeine sich eher erhoben hätte, als ich!

„Und nun," fuhr Adolph fort, nachdem er Rothen seine Grundsätze über Religion entdeckt hatte, — „und nun beschwöre ich Sie, Rothe, bey dem allgegenwärtigen Gott, pflanzen Sie jene Lehren meinem Sohne recht tief ein. Bilden Sie

dem Lande einen Fürsten, der an Gott, Tugend und Ewigkeit glaubt, und den dieser Glaube wie sein eigenes Leben durchdringt. So machen Sie sich um die ganze Nachkommenschaft verdient; und so wird Theodor, wenn ich einst nicht mehr seyn kann, nach mir seyn, was ich ihm von Gott erflehe — Vater seines Volks. Noch hoffe ich zu leben, und die Erziehung Theodors vollendet zu sehen. Werde ich ihn dann weise und gut erblicken; werde ich abgehend meinen Fürstenstuhl einem Manne einräumen, der vor Gott wandelt und fromm ist — so soll mein letzter Blick noch auf Sie gerichtet seyn, und meine Augen sollen sich an Ihnen brechen."

Hier erfolgte eine herrliche Scene. Alles was Adolph noch hatte sagen wollen, quoll nun in Thränen aus seinen Augen hervor. Er hatte diese fest und sehnsuchtsvoll auf Rothen geheftet, und breitete die Arme nach ihm hin. Rothe war ebenfalls innigst gerührt, vermochte nichts zu antworten, und trat ihm blos mit gefalteten Händen näher. Adolph zog ihn vollends an sich, umarmte ihn und stammelte: „Lieber Gehülfe an meinem größten Geschäfte, thun Sie also!"

Oft wanderte Rothe mit seinem Zöglinge in eine mit vielem Geschmack angelegte Einsiedeley. Sie stand in Verbindung mit einem der schönsten Landhäußer des Fürsten, und mit dem schönsten Englischen Garten. Ihr Zusammenhang mit demselben

war aber sehr unmerkbar. Ein schmaler Fußsteig führte von daher in ewigen Krümmungen durch einen dichten Pappelwald zu ihr, und sie selbst lag unter hohen Platanen ganz versteckt. Auch konnte man von dortaus zu Wasser nach ihr kommen. Und so sah man Adolphen oft, wenn er eine Zeitlang im zauberischen Garten gewandelt, und seine Seele zu hohen Empfindungen gestimmt hatte, einsam den Kahn besteigen, und nach ihr hinrudern. Diesen Ort wußte Rothe dem Prinzen recht heilig und ehrwürdig zu machen, kettete an den Anblick desselben die wichtigsten Ideen, und besonders die, welche ein Fürst bedarf, um ein guter Fürst zu seyn. Hier gab er ihm die erhabensten Tugendlehren, nahm von ihm die feyerlichsten Gelübde, denselben treu zu bleiben, und schrieb an Wände und in Bäume den Tag ein, an welchem er sie gegeben hatte. Hier sprach Adolph, sey die Stätte, wo er einst am liebsten betete. Hier feyern Sie jeden seiner Geburtstage. Hier seyn Sie mit ihm am Tage meines Todes, und so oft der Tag des Gedächtnisses meines Todes wiederkehrt.

Dieser Ort erinnere ihn noch in den spätesten Zeiten, wenn er etwa in Erfüllung seiner Pflichten träge würde, an die Tugend, die Sie ihm lehrten, an das Beyspiel seines Vaters, an die Herzensgüte, die er als Knabe blicken ließ, und an die theuern Zusagen, die er Ihnen als Jüngling that. So müße diese Einsiedeley für ihn auf seine ganze Lebenszeit Tempel und Altar werden!

Rothe stellte an diesem geweihten Orte von Zeit zu Zeit Gemälde überaus guter Menschen, anfänglich blos aus den mittlern und niedern Ständen, und so viel als möglich, lebender Personen und Landesunterthanen auf, und gab seinem Zöglinge so eine lebendige Tugendlehre. Das erste Gemälde stellte den Fleiß, im Bilde eines noch lebenden Landmannes vor, welchen sie nachher selbst besuchten. Das nächstemal hieng daselbst das Portrait des Patrioten. Ehrwürdigkeit und Menschenliebe drückten sich auf selbigem so sichtbar aus, daß jeder, der es erblickte, bewundernd vor ihm stillstehen mußte.

Ach, rief der Prinz, was für ein lieber Mann! Wer ist er?

Der Kaufmann Brand, antwortete Rothe, ein Mann, der für sein Vaterland und seine Mitbürger überaus viel gethan und gelitten hat. Brand war ein fleißiger Mann, hatte viel Glück dabey, und erwarb sich ein großes Vermögen. Da machte er es denn nun nicht so, wie manche Reiche, die, wenn sie auch noch so viel haben, immer mehr zusammenscharren, und es in Kisten und Kasten verschließen; oder wie andere, die einen übermäßigen Aufwand machen, prassen und schwelgen: sondern er lebte mäßig fort, und that andern viel Gutes. — Als einmal das Getreide sehr wohlfeil war, schüttete er viele hundert Wispel auf seinem Boden auf. Viele glaubten, er kaufe, um zu wuchern, aber Brand belehrte sie bald eines bessern.

Es erfolgte Mißärndte und schwere Theurung. Dreymal so hoch, als er es eingekauft hatte, stand das Getreide schon im Preise, und die Mäkler in der Stadt fiengen an, grausamen Wucher zu treiben.

Da öffnete Brand seine Kornböden, und verkaufte alles sein Getreide nach und nach an die Armen für denselbigen Preis, für welchen er es selbst erhalten hatte. Er setzte dadurch den Wucherern Grenzen, daß sie die Leute nicht plündern konnten, und rettete vielen hundert Menschen das Leben. — —

Brand sah, daß es einem großen Theil seiner ärmern Mitbürger an Arbeit fehle, und errichtete die große Tuchmacherey in der Residenz, welche noch bis auf diesen Tag die stärkste im Lande, und jetzt unter dem Namen der Meierischen bekannt ist. Durch diese Anstalt wurden an tausend Hände Jahr aus Jahr ein beschäftigt, und der Armuth in der Stadt größtentheils ein Ende gemacht. Das war mehr als jene Getreidewohlthat.

Einige Jahre darauf ward Krieg. Die Feinde drangen in die Residenz ein, und wollten plündern. Brand machte sich auf, und bot dem General eine große Summe aus seinen eignen Mitteln an, wenn er die Stadt verschonen wollte. Der General nahm es an, und zog ab. So rettete Brand durch einen beträchtlichen Theil seines eignen Vermögens das Vermögen aller seiner Mitbürger. — Es währte nicht lange, so kamen abermals die Feinde in die Residenz, und forderten eine ganz unerschwingliche

Summe. Brands ganzes Vermögen machte nicht den dritten Theil so viel aus, als gefordert wurde. Zum Glück für die Stadt eilten viele Regimenter unsrer Freunde herbey; worauf die Feinde die vorgehabte Plünderung aufgeben und sich davon machen mußten. Den guten Brand aber, von dem sie gemerkt hatten, daß er der reichste Mann in der Stadt sey, schleppten sie als Geisel mit sich fort. Vergebens schrieen seine Frau und Kinder nach; und seine Arbeitsleute, und die vielen Armen, denen er Gutes gethan hatte, wollten ihn mit Gewalt retten: allein er selbst bat sie ruhig zu seyn, damit kein Blutbad entstünde. Die Hände auf den Rücken gebunden, führte ihn ein Husar neben seinem Pferde her, und wenn Brand aus Müdigkeit hinstürzte, so schlug der Husar auf ihn zu, bis er sich wieder aufhalf. —

Entsetzlich gemißhandelt, brachte man ihn ins feindliche Lager, und gab ihn dafür an: daß er die Feinde verrathen hätte, und daß sie, wenn die vielen Regimenter der Gegner um einen halben Tag früher eingetroffen wären, alle zu Gefangenen gemacht seyn würden. Branden sollte der Kopf abgeschlagen werden. Weil er aber ganz getrost antwortete: Immerhin; so sterbe ich für mein Vaterland! so sprach der erste General: Warte, Bursche, dich wollen wir besser kriegen; und schickte ihn tief in das Land hinein auf eine Festung, wo er viele Jahre bey Wasser und Brod unter der Erde saß. Un-

terdeß währte der Krieg fort. Die Residenz ward endlich doch geplündert, und viele Häuser wurden eingeäschert. Hierunter war auch Brands Haus und seine Tuchmacherey; und seine Familie begab sich nackend und bloß zu ihren Freunden. Es ward Friede, und Brand saß noch immer im Kerker — aber niemand wußte, wo. Endlich bekam ihr Vater, der nun Fürst geworden war, einige dunkle Nachricht, und schickte den Geheimenrath Zensdorf nach W * *, um den guten Brand, wenn er da wäre, auszulösen. Zensdorf erhielt die Erlaubniß, alle Kerker der Festung zu durchgehen, und suchte ihn lange vergeblich. Er kam zuletzt an ein Behältniß, das der Corporal, der ihn herumführte, nicht einmal öffnen wollte, weil darin, wie er sagte, nichts als ein alter blinder Kerl läge, den sie alle Tage zu begraben hofften. Weil ich sie alle gesehen habe, versetzte Zensdorf, so will ich auch den sehen; und zog, als er hineintrat, und den ganz erbärmlichen Anblick fand, seinen Geldbeutel. Da habt ihr einen Thaler, armer Alter, sprach er, thut euch noch etwas zu gute, ehe ihr sterbet. „Ach wie kommen Sie hieher, lieber Herr Zensdorf?" seufzte der Blinde. Zensdorf erschrack. Kaum konnte er die Worte stammeln: wie kennt ihr mich denn, unglücklicher Greis?

„Ich bin ja Brand, ächzte der Elende; freylich werden Sie mich nicht erkennen, wenn Sie gleich noch sehen können; aber ich kenne Sie noch an der Stimme, ob ich gleich nicht sehen kann."

Brand wurde alsbald von seinen Ketten losgemacht, und Zensdorf führte ihn unter seinem Arme in die freye Luft. Der Unglückliche, der so lange nicht an die Luft gekommen war, fiel um, und erholte sich erst spät wieder. Zensdorf erhielt seine volle Befreyung, und brachte ihn in sein Vaterland zurück. Wie er da wieder ankam, rief er aus: Nun will ich gerne sterben! so werde ich doch in meinem Vaterlande begraben. Nur das hatte ich mir noch gewünscht! —

Brand aber lebt noch bis auf den heutigen Tag in der Stadt, für die er so viel gethan und gelitten hat. Kaum war es bekannt, daß er wieder da sey, so eilte alles herbey, um ihn zu sehen. Tausend Thränen flossen um ihn her; und die, die er sonst unterstützt hatte, boten ihm nun Unterstützung an. Er bedurfte derselben nicht. Ihr Vater hatte schon seine Familie versorgt, und gab nun auch ihm einen Gehalt, wovon er auf die letzten Tage seines Lebens gemächlich leben kann.

Eine heitere Sommernacht, in welcher gerade eine totale Mondfinsterniß einfiel, benutzte Rothe, um den Prinzen in dem Glauben an die Gottheit einzuweihen. Durch die schicklichste Einleitung über die Größe, Schönheit und Ordnung des Weltalls entlockte er dem Prinzen selbst die Frage: woher das alles so sey? wodurch es so bestehe und fortdaure? schloß ihn dann fester in seine Arme — und nannte ihn Gott. „Prinz, lieber Prinz, sprach er, von diesem Augenblicke an nun erst recht

glücklich und selig! Ja, ich will es Ihnen sagen. In dieser Lage, wie Sie an meinem Herzen liegen, will ich es Ihnen sagen. Fühlen Sie, wie Ihnen mein Herz stärker als jemals entgegenklopft! — Es ist ein ewig großes, unsichtbares Wesen, durch welches alles, was Sie da sehen, entstand und besteht! Mit einer Ehrfurcht, der nichts gleicht, spreche ich zum erstenmale den Namen desselben vor Ihnen aus. — Allvater, Allmächtiger, Allweiser, Allguter, Schöpfer aller Dinge, der immer da war, und immer seyn wird — — Gott." — In der Sonne ist er, im Monde, in den Millionen Sternen, hier auf der Erde! Und allenthalben, wo er ist, da schafft, da wirkt, da segnet er. Auch bey uns ist er, hier in dieser Mitternachtsstunde, und senkt Licht und Freude in unsre Herzen!"

So sprach Rothe fort, und — welch' ein unerwarteter Auftritt! — Prinz Theodor, als wenn er schon wer weiß wie oft gebetet hätte, fiel aus eigenem Antriebe auf die Kniee und betete:

„O du großer, großer Gott — nun kenn' ich dich und bin darüber so froh! Bist du es, der uns alles gibt — ach, bist du es! — O du lieber, lieber Gott, wie habe ich dich dafür so lieb! — Ach du hast ja so viel Verstand — gib mir doch auch immer mehr Verstand, daß ich ein recht guter Mensch werde."

Rothe hätte in Freudenthränen zerfließen mögen. So dunkel es war, so erblickte er doch die

hohe Andacht des gefühlvollen Jünglings. Es war als spiegelten sich die Sterne in seinen Augen, so glänzten diese. Er fiel neben Theodorn nieder; betete laut mit ihm; forderte ihn dann auf, neben ihm kniend, an seiner Brust, vor allen Sternen, vor allen Sonnen Gottes das Gelübde der Tugend zu versiegeln. Da streckte Theodor beyde Arme gen Himmel und schwur bey den Sternen, bey seinem Vater und seiner Mutter: ich will tugendhaft seyn!

Auf ähnliche Art wirkte Rothe, mit der schönen großen Natur vereinigt, auf Verstand und Herz des Prinzen, da er ihm die großen Wahrheiten mittheilte: Gott ist die Liebe; Gott sorgt für uns, und jenseit des Grabes erwartet uns ein besseres Leben. Durch diese seligen und erhabenen Wahrheiten suchte er des Jünglings Tugend noch mehr zu befestigen, und sagte ihm dann erst: Daß er einst Fürst werden würde, und als solcher sich zwiefach beeifern müßte, der beste Mensch zu werden. Ein gebohrner Fürst! Es war Theodorn unbegreiflich: wie der Sohn eines Fürsten blos deswegen, weil er der erstgebohrne Sohn eines Fürsten wäre, wieder Fürst werden sollte! Welch Verdienst habe ich denn? sprach er.

Rothe. Ein Verdienst haben Sie doch, lieber Prinz, und das sollen Sie nicht verkennen. Dieß ist Ihr gutes Herz, die Grundlage zu einem guten Fürsten.

Theodor. Ja mein Herz, bester Hofrath, was mein Herz betrifft, (schlägt sich vors Herz) dieß Herz ist gut! Da ist Raum für zehnmal mehr Menschen, als mein Vater im ganzen Lande hat. Wenn's damit gethan wäre, so wollte ich heute schon Fürst werden können. Ich wollte dem Nackenden meinen Rock geben, und nicht eher essen, bis die Hungrigen alle satt wären — das können Sie mir glauben. —

Die ausgesuchtesten Jünglinge — nicht nach dem Stande ihrer Väter, sondern nach eigenen Vorzügen des Verstandes und Herzens ausgesucht — wurden nun dem Prinzen zu Freunden und Gesellschaftern gegeben; und die geschicktesten Lehrer arbeiteten mit Rothen gemeinschaftlich, ihn in Künsten und Wissenschaften zu unterrichten. Mit gebildetem Kopf und Herzen, dabey gesund, kraftvoll und männlich schön, war er der erste Jüngling, wenn er auch nicht Erbprinz gewesen wäre. — — —

An dem Tage, an welchem Theodor funfzehn Jahre alt war, ward große Cour angesagt. Alles, was zum Hofe gehörte, versammelte sich, und Fürst Adolph trat, als sie bey einander waren, herein, und ihm folgte Ulrike, von ihrem Sohne geführt. „Hier zeige ich Ihnen, sprach der Fürst, zum erstenmale öffentlich die Freude meines Lebens, den Trost meines Lebens, den Erbprinzen Theodor. Lieben Sie ihn, er ist es

werth. Und nun sey dieser ganze Tag der Heiterkeit auf allen Seiten gewidmet, und wir verleben ihn alle, die wir hier sind, vergnügt bey einander. Die Zufriedenheit, welche heute unter uns herrsche, sey ein Bild der Zufriedenheit, welche einst, wenn mein lieber Sohn regieren wird, im ganzen Lande herrsche." Der Prinz erhielt, wenige Personen ausgenommen, deren Lob ihn nicht geehrt haben würde, allgemeinen Beyfall. Nach mancher guten Lehre schenkte Adolph seinem Sohn, zum Beschluß der Freuden dieses Tages, das Landhaus nebst dem schönen englischen Garten, wo er seinen Religionsunterricht empfangen hatte, und das nächst dabey gelegene Dorf.

Theodor war schon mit Rothen nach seinem Dorfe gegangen, als zwey Bauern bey Hofe erschienen, um ihrem neuen Herrn zu gratuliren.

Adolph. Nun so eilet, daß ihr nach Hause kommt; er wird schon im Dorfe seyn.

Der eine Bauer. J dat wäre! Hum!

Der andere Bauer. Sieh mal, Gevatter Barms, da schwatzen die andern doch eher mit em, wie wir Abgedeputirte. Hum!

Der erste Bauer. Nu, so kann mans. Dat Losen (wer zum Prinzen geschickt werden sollte) war mich glieck nich recht. Jk sette och in köne Lodderie.

Als der Fürst noch herzlich über die Abgedeputirten lachte, kam einer von den Bauern noch

einmal schnell zurück, und bat aus eigenem Einfall, daß das Dorf nach des Erbprinzen Namen genennt würde: eine Bitte, die der Fürst lächelnd gewährte.

Der Prinz fand bey seinem ersten Besuche in Theodorsdorf einen der besten Landleute, den braven, fleißigen Rasch auf der Bahre, dessen Bild Rothe, in seiner Moral, bey der Lehre über Fleiß und Thätigkeit, dem Prinzen zum Muster aufgestellt hatte. Weinend begleitete er die Leiche zum Grabe, nahm, als Rasch auf dem Gottesacker noch einmal aufgedeckt wurde, einen Levkojenstraus von seinem Hute, und legte ihn in die Hände des Verstorbenen. „Du warst ein wackrer Mann, sprach er dazu, und bandst mir manchen Straus. Nimm hier den letzten von mir! Dich segne Gott in jener Welt noch mehr, als er dich hier gesegnet hat!" Hier am Grabe hielt er noch eine kleine Rede an seine versammelten Unterthanen, ermunterte sie zur Rechtschaffenheit und zum Fleiße, versprach ihnen Liebe und Sorge für ihr Glück, und bat um ihre Gegenliebe. Von dieser Gegenliebe gaben ihm die Bauern den ersten Beweis durch ein Geschenk, das durch die Art, womit es gegeben wurde, Werth erhielt. „Herr Prinz, sprach der Aelteste aus dem Dorfe, wir wollen ihm eine Wiese schenken, die wir insgemein haben. Sie liegt dicht an seinem Garten da, den ihm der Vater geschenkt hat. Wenn er die dazu nimmt, so wird der Garten oben so breit, wie unten. Gar

zu gern möchten wir ihm die Wiese doch zum Andenken schenken."

Der Prinz nahm ihr Geschenk an, und die Bauern waren herzlich vergnügt, und wußten sich nicht wenig damit. Noch an demselben Tage bezeichnete der Prinz den Platz auf der Wiese, auf welchem ein öffentliches Denkmal der treuherzigen Freygebigkeit der Bauern für Enkel und Urenkel aufgestellt werden sollte.

Theodor brachte jeden Nachmittag in Theodorsdorf zu, und lernte nicht nur die sämtlichen Einwohner bis auf das kleinste Kind, sondern auch die ganze Beschaffenheit der Umstände eines jeden kennen. Zu Hause ward ökonomische Lektüre jetzt seine Hauptbeschäftigung; und bald machte er Verbesserungen, die ihm Bewunderung und Liebe erwarben, und seinem Vater die froheste Aussicht in die Zukunft eröffneten, daß sein Sohn im Großen vollenden werde, was er jetzt im Kleinen anfange. — —

Theodor war mit jedem Tage aufmerksamer, wißbegieriger, beobachtender, und trug seine gemachten Bemerkungen in sein Tagebuch ein. Ueberall wurde er mit Freuden empfangen, und mancher Bittende wurde von ihm mit dem Versprechen entlassen, daß er seine Bitte bey seinem Vater unterstützen werde. Einst, als er diese Trostworte auf einem Dorfe sprach, trat eine eisgraue

blinde Frau zu ihm, und wollte ihn doch wenigstens anfühlen, da sie ihn nicht sehen konnte.

Frau. (indem sie seine Hände ergreift) Ach wat dat für schmucke Patschgen sind!

Theodor. (lächelnd) Ja freylich sind sie noch weich, Mutter; aber das macht, daß sie noch nicht viel gearbeitet haben. Sie sollen schon härter werden.

Frau. Ach jo nich, lieber Herre. — Fürstenhände mütten wöch blieben! — Au weh, au weh, wenn Fürstenhände hart werden!

Theodor. (ernsthaft) Das ist auch wahr — Mutter, wie alt seyd ihr?

Frau. Ach — hundert Jare bin ik olt.

Theodor. Nun das ist viel. Gott bescheere euch einmal ein sanftes Ende, und bis dahin erhalte er euern Verstand, und gebe euch Brod.

Frau. (herzlich) Dat will ich och nur noch. Dat is mine enzige Bitte. Aber an ihn lieber Herre hädde ich och noch ene Bitte: Wird hå denn och so en guter Fürst werden, wie sin Papa?

Theodor. (gerührt) Jo, jo, Mutter, ik werde eben so.

Frau. (seelenfroh) I hå kan jo och plattdütsch. Ach so mußt wohl wahr sin, wat hå da verspricht. Gebe noch mal sin schmuckes Patschgen druf! — Ach vor diesem war hier schlimme Ziet!

Theodor (reichte ihr die Hand und konnte sich der Thränen nicht enthalten.)

Frau. Na, hört ihr wohl, junge Lüte! Erinnert ihn mal dran, wenn ik lange dot bin; und denke Hå recht oft dran, lieber Herre, wat Hå der olten hundertjahrigen Fru versprack.

Der Prinz schrieb diese Unterredung wörtlich in sein Tagebuch. Er fiel Rothen um den Hals und sprach mit gerührtem Herzen: „Die Gottheit stärke mich: Ich will einst, wenn ich sterbe, in kein Erbbegräbniß; mitten unter meinen Mitbürgern will ich liegen. Meines Lebens größte Freude sey es, unter ihnen zu walten; und so will ich einst auch unter ihnen ruhen! Auch mag ich weder kupfern Sarg noch goldne Inschrift dran. Meine Inscription werde die, daß die späteste Nachwelt mich noch nenne. — Theodor den Bessernzeitenmacher. Die Gottheit stärke mich!

Eine angenehmere Lectüre hatte Adolph wohl lange nicht, als die, welche ihm das Reisejournal seines Sohnes gewährte. Der denkende und thätige Geist seines Sohnes und sein vortrefflicher Charakter blickte aus jeder Seite desselben hervor. Gern nahm er nun auch die Bittschriften von ihm an, und so viel nur möglich, ward den Bittenden ihr Gesuch ganz, oder doch zum Theil gewilligt. In den deßhalb ausgefertigten Rescripten war durchgängig mit großen Buchstaben bemerkt; auf Fürsprache meines Sohnes Theodor. Dieß machte auf die ganze Nation die stärksten Eindrücke. Man erblickte in dem Prinzen den künftigen Vater, der schon in seiner Jugend wohlthue und segne. — — —

Theodor setzte nun seine Studien mit verdoppeltem Fleiße fort. Endlich kam die Zeit, daß er nach seines Vaters Willen die Akademie beziehen sollte. Er mußte vorher eine dreystündige feyerliche Prüfung abhalten, und bestand in dieser Prüfung gut — über alle Erwartung gut — und doch hatte man nicht wenig erwartet. Offenherzig entdeckte ihm nun sein Vater die Gefahren des Jünglings; machte ihm Unschuld über alles heilig; und Theodor umarmte seinen Vater, und, Brust an Brust, mit immer stärker schlagendem Herzen gelobte er: So rein wie diese Schläge sey einst der letzte Schlag!

Und Sie, o Rechtschaffener, sprach der gerührte Vater zu Rothen, empfangen Sie meinen Herzensdank für alles, was Sie gethan haben, und noch thun werden.

Rothe, lieber Rothe, gut wie die Natur, schuldlos wie der junge Tag geht er aus meinen Armen; bey allen Stimmen Ihres Gewissens, bey jedem Glückseligkeitsgenuß, den diese und jene Welt für Sie haben soll — bringen Sie mir ihn einst so gut und schuldlos zurück! — Meinen größten Schatz, mein edelstes Kleinod, den ganzen Trost meines Alters und meines Todes gebe ich Ihnen in Verwahrung. Sorgen Sie für sein Leben wie für seine Tugend, und für seine Tugend wie für sein Leben. Bewahren Sie seine Unschuld und Rechtschaffenheit. Groß soll Ihr Lohn seyn. —

Bey diesen Worten legte Rothe seine Rechte aufs Herz, als wollte er sagen: da soll mein Lohn seyn!

Fürst Adolph verstand ihn kaum, so zog er ihn auch schon an sich, und drückte ihn weinend lange an seine Brust. Die sämtlichen Einwohner von Theodorsdorf kamen noch am Abend vor seiner Abreise, um auf ihren Herrn die letzte Blicke zu heften. Es war, als wollten sie sich alle sein Bild noch einmal, Zug vor Zug, so eindrücken: daß sie, wenn sie ihn einst wiedersähen, auf die Linie bestimmen könnten, ob und wie er sich verändert hätte, so starrten sie ihn an. Theodor, der dieß bemerkte und manches Auge voll Thränen sah, tröstete sie gesetzt und männlich: „Ich komme wieder, und bleibe dann bey euch. Ein Fürst kann nicht klug und gut genug werden; drum laßt mich immer wandern. Es ist gesorgt, daß es euch in meiner Abwesenheit wohlgehe, und wenn ich wieder komme, soll es euch noch besser gehen! Und nun lebt wohl!"

Der Prinz feyerte zum letztenmale einsam den Sonnenaufgang an seinem Lieblingsplätzchen in der Einsiedeley; gab seiner Mutter beym Abschied das Verzeichniß seiner Armen, empfieng von ihr ihr Bild in einer Dose, und den Segen: Lebe wohl, und werde ein edler Mann!

Weise genützt verflossen seine akademischen Jahre. Ulrike war unterdessen sehr schwächlich geworden, und bestand jetzt darauf, ihren Sohn zu

sehen, bevor er seine Reise anträte. Das Wiedersehn erfüllte sie mit Freudenwärme, daß sie sich wieder stark, wie in ihrer Jugend, fühlte. Man brachte die drey Tage, welche man wieder vereinigt auf einem Bergschlosse lebte, im seligsten Genuß zu und Ulrike konnte ihren Theodor kaum aus den Händen lassen. Lange stand sie noch nach der letzten Umarmung, mit angeheftetem Blicke ihrem Sohne nachsehend, bis ihn die Wendung um ein Gehölz ihren Augen entzog. Ach! sprach Theodor zu Rothen, das war wohl ihr letzter Blick! er war schon so weit hergerichtet, wie die Blicke aus jener Welt!

Ulrike starb, ehe Theodor seine Reisen noch ganz vollendet hatte.

Er fand bey seiner Rückkehr seinen Vater in Garten bey Theodorsdorf auf einem Grabhügel mit Silberpappeln umpflanzt. Und unter diesem Grabeshügel ruhten die Gebeine der besten Gattin, der besten Mutter. Hier wollte sie begraben seyn, wo ihr Sohn die schönsten Stunden der Einsamkeit feyern würde. Mit innigstem Gefühl kniecte Theodor an ihrem Grabe nieder und ergoß sein Herz in einem andachtsvollen Gebete.

Jetzt trat Rothe in den Pappelhayn, und kaum erblickte ihn Adolph, als er ihm mit Umarmung entgegen eilte. Er führte ihn dicht an Ulrikens Grabmahl, reichte ihm die Hand über demselben und sprach:

„Hier, Edler, empfangen Sie den Dank für die vollendete Bildung meines Sohnes! Wo könnte

ich Ihnen diesen Dank würdiger reichen, als am Grabe seiner Mutter? Diese segnet Sie jetzt aus besseren Welten, und ich lebe noch und küsse Sie dankbar. Mein ganzes Volk wird Sie ehren und lieben. Und Du, Theodor, schätze diesen Mann vor allen Männern hoch, und laß ihn lebenslang den Nächsten um Dich seyn! — Und Gott, o du, du, vor dem wir alle Staub sind, lohne du ihn einst ganz! Er hat mehr verdient, als diese Erde ihm geben kann! —

Adolph ließ seinen Sohn noch einmal eine längere Reise in seinem Lande machen, führte ihn dann selbst zu den Regierungsgeschäften an, und sah mit Freude, wie sein Sohn ihn selbst übertreffe, wie er äusserst thätig, sorgfältig prüfend, weise nachgebend war, und das uneingeschränkteste Vertrauen der ganzen Nation hatte. „Wie wohl ist mir, sprach er dann zu Rothen, und wie wohl ist meinem Volke! Nun kann ich zufrieden sterben, wenn Gott will, kann mit dem Gedanken sterben, daß mein Tod ersetzt sey." Der nunmehrige Geheimerath Rothe bekam ein schönes Rittergut, nicht weit von Theodorsdorf, und war der trauteste Freund Adolphs und seines Sohnes.

Adolph lächelte seinem Ende ruhig entgegen, segnete seine Kinder, seine Enkel, sein Volk; und starb, seinen letzten Blick noch dankend auf Rothen geheftet.

Theodor machte Rothen zu seinem ersten Minister, und ehrte seines Vaters Gedächtniß durch sein Leben. Er war seinem Volke der beste Fürst; war mit Freund, Weib und Kind auf seinem Landhause ein glücklicher Privatmann, und genoß in seiner Einsiedeley die Seligkeit des Christen.

Die Rothkehlchen *).

Kahl und leer waren ringsumher die Felder, durch deren knisternde Stoppeln hin und wieder ein Hirt seine Heerde trieb; die Geschäftigkeit hatte sich in die Obstbüsche und in die Gärten gewandt, in welchen die Pflaumen von den geschüttelten Bäumen rasselnd herabstürzten, und rothwangige Aepfel und gelbe Birnen die Tücher der kletternden Sammler füllten; als der arme Knabe Anton, reich wie ein König, und vergnügt — so vergnügt, wie nur sorglose Knaben seyn können, — auf dem halb verwachsenen Schlupfwege eines verbleichenden Gebüsches stand. Arm war Anton, wie ein Kind der bloßen Natur. Auch blickte die bloße Natur allenthalben durch sein schlechtes Gewand. Aus dem abgetragenen röthlichen Hute schimmerte hier und da sein weis-

*) Aus den Gemählden aus dem häußlichen Leben und Erzählungen von Gotthelf Wilhelm Christoph Starke. Dritte Sammlung, S. 78.

ses Haar, zwischen den neulich erst aufgesetzten Flicken drängten sich die Ellenbogen schon wieder rüstig ins Freye hinaus, und an Strümpfe dachte der derbe Junge in dieser Jahrszeit so wenig, als an Uhren und Ringe. Nichts fehlte ihm zum Bettelknaben, als daß er nicht bettelte.

Dieß ließ seine gute Mutter nicht zu. So kränklich die Dürftige war, seit dem Tode ihres Gatten, so spann sie doch täglich, so lange sie es vermochte, und hielt ihren Knaben zu kleinem Fleiße und kleinem Erwerbe sorgsam an. Ein Paar Stunden des Tages mußte er die Schule besuchen, und dann das Wollrad drehen. Doch sagte sie oft auch dem Kinde: „Laß nun die Arbeit, damit du nicht krank wirst; geh ein wenig hinaus, und lauf und springe und spiele, damit du armer Schelm doch auch weißt, wie einem Knaben zu Muthe ist."

Wie einem Knaben zu Muthe ist, empfand Anton jetzt ganz in dem herbstlichen Gebüsche. Es war die den Kindern holde Zeit, in welcher die Schwalben zum Abzuge sich sammeln, die Meisen mit gellendem Pfeifen sich locken, und die Rothkehlchen in die Schlingen der Knaben fallen. Da hatte Anton am vorigen Abende hoffnungsvoll eine Reihe Sprenkel im Busche aufgestellt, und siehe, zwey schöne Rothkehlchen flatterten ihm jetzt, als er sich näherte, plötzlich ängstlich entgegen. Begüterte Leute können unvermuthet Tausende gewinnen, ohne daß sie so reich werden, als Anton sich bey diesem Anblick fühlte. Behutsam löste er die Vögel aus

dem Garne, und trug sie dann auf beyden Händen mit einer Miene voll Triumphes hinweg.

Ihr lieben, kleinen, niedlichen, weichen Thierchen, sagte er bey sich selbst, mit euren grünlichgrauen Rücken, und mit euren gelben Brüstchen, so gelbröthlich, wie ein Eydotter, und mit euren hellen schwarzen Aeuglein, wie habe ich euch so lieb, und welches Glück, daß keins von euch ein zartes Beinchen brach. Dich, lispelte er vor sich weiter, und drückte das Eine an seine Lippen, dich soll Hofraths Wilhelm haben, der immer so viel Geld in der Tasche hat. Zwey Groschen hat er mir für ein Rothkehlchen versprochen. Zwey Groschen! ey wie vieles Geld! Dafür muß ich lange spinnen, davon können wir mehr als einen Tag leben. Wie wird die Mutter sich freuen über den unerwarteten Gewinn! Sie hatte so nicht einen Pfenning mehr. Zwey Groschen! und die giebt er mir gleich, hat er mir doch im Frühjahre den ersten Maykäfer für einen Groschen abgekauft. Und du sollst mein bleiben, ich will von meinem Brode schon dir Brocken, die du bedarfst, erübrigen. Mit diesen Worten küßte er das andere noch länger und herzlicher, und eilte wie ein Mensch, der Heyl und Frieden zu verkündigen hat, der Stadt entgegen. Aus voller Brust sang er auf dem Wege ein Liedchen, das er in der Schule gelernt hatte:

Wie das Vöglein flink und leicht,
Sing' ich meine Jugendlieder,

Und

Und des Lebens Kummer fleucht,
Wie mit Vögelchengefieder,
Aus dem frohen Knabensinn:
Wohl mir, daß ich Knabe bin!

In des Jahres schönster Zeit
Such' ich Nester in Gesträuchen,
Find' ich Nester weit und breit.
Vögel lieb' ich, Vögel gleichen
Meinem frohen Knabensinn:
Wohl mir, daß ich Knabe bin!

Mit dem Herbste kommt die Lust,
Was entfliegen will, zu fangen;
O wie klopft des Knaben Brust,
Wenn im Garne Vögel hangen!
Leicht erfreut ist Knabensinn:
Wohl mir, daß ich Knabe bin!

Auch im Winter bleibt ihr schön,
Sanfte Thierchen! — welch Vergnügen,
Vögel um sich hüpfen sehn,
Vögel auf der Hand zu wiegen!
Leicht erfreut ist Knabensinn:
Wohl mir, daß ich Knabe bin!

So trillerte er immer wieder von neuem, als er mit einemmale nicht weit von sich den Fürsten vorüber reiten sah. Von der ungewohnten Nähe und von tiefer Ehrfurcht ergriffen, fuhr er hastig mit der Hand nach dem luftigen Hütchen, und o wehe! da-

hin flog das eine Rothkehlchen. Vom jähen Schrecken starr und seiner nicht mächtig, vergaß er, daß er noch eine Hand hatte, und o wehe! dahin flog auch das andre Vöglein. Da stand der arme Schelm wie aus dem Paradiese gefallen. Die heitre herrliche Welt schien ihm nun düster und öde, der Frohmuth in seinem Gesichte verdüsterte sich in die Geberde des Weinens, und Thränen stürzten ihm perlend über die Wangen. Ach meine Rothkehlchen! ach! meine Mutter! ach der Fürst! schrie er einmal über das andre, staunte in die weite Luft hinaus, in welche seine Vögelchen verflogen waren, beschaute und rang mit Achselzucken seine leeren Hände, und ergoß sich dann in lange Klagen, unter welchen immer wieder die Worte: ach meine Rothkehlchen! ach meine Mutter! ach der Fürst! herzrührend hervortönten.

Fragt das Kind, und fragt es besonders nach seiner Mutter! befahl der menschenfreundliche Herrscher dem ihm folgenden Diener. Und dieser brachte augenblicklich so vollständige Nachrichten, als der betäubte Knabe geben konnte, zu seinem Herrn zurück, und war bald darauf mit ihm in der Stadt.

Anton aber schlich tief bekümmert, schluchzend und weinend, hinter her, und nach dem Hüttchen seiner Mutter. Wie verwunderte er sich, als er von weitem schon den Diener des Fürsten aus der Hütte treten, sein angebundenes Pferd lösen, und auf demselben hinwegeilen sahe. Wie wunderte und

wie freuete er sich, als die Mutter ihm zurief: Was er denn mit des Landesherre gesprochen habe? da sey jetzt eben ein Bote von ihm da gewesen, der sich nach ihren Umständen erkundigt, von ihrer Armuth überzeugt, ihr eine Gabe gebracht, und ihr, bis sie wieder ganz gesund sey, ein reichliches Wochengeld versichert hätte. Und, setzte sie hastig hinzu, stelle Dir vor, der Fürst will Dich, wenn Du gut und fleißig seyn willst, etwas lernen lassen. Anton war augenblicklich wieder wie im Paradiese, schlug mit einem Blicke gen Himmel die Händchen zusammen, sprang mit ungestümer Freude hin und her, und konnte nicht aufhören, von den Rothkehlchen zu erzählen, und seinen Wohlthäter zu preisen.

Der Schatz.

Erzählung eines Knaben *).

Ich saß vor dem Gasthofe am Ende eines Dorfes, und blickte bald in die blaue Ferne hinaus, bald in das Thal und den Busch vor mir nieder, als ein holdes weißhaarichtes Kind froh aus dem Gasthofe sprang und auf dem freyen Platz herumhüpfte. Der Junge trug die allenthalben erkennbaren und anzie-

*) S. Starke's Gemählde aus dem häuslichen Leben u. s. w. Dritte Sammlung. Seite 108.

henden Züge von Unschuld und Gutmüthigkeit so in seinem frischen heitern Antlitz, daß er mir augenblicklich bekannt und werth war, wie der Sohn eines Bruders. Es bedurfte einer einzigen freundlichen Anrede, um den Knaben an meiner Seite zu sehen, und einer flüchtigen Frage, um von ihm zu hören, wie er hieße, wohin er wolle, und daß er erst in ein Paar Stunden mit seiner Mutter wieder abreisen werde, die oben in einem Zimmer des Gasthofes sey, und die er gar lieb habe.

Erzähle mir doch noch etwas, lieber Fritz, sagte ich, als er wenige Augenblicke geschwiegen hatte. Erzählen? erwiederte der Kleine, o das kann ich, recht viel. Meine Mutter giebt mir oft eine gute Lehre, und dann erzählt sie ein Geschichtchen hinterher. So ein Geschichtchen vergesse ich nie wieder, und da behalte ich dann die Lehre mit. Erst heute unterwegs habe ich etwas erfahren, was ich noch von Wort zu Wort weiß. Ein alter armer Mann mit schneeweißen Haaren gieng vor der Kutsche vorbey, und nahm seine Mütze ab, und meine Mutter dankte ihm, und sah recht ehrerbietig dabey aus. Wenn dir einmal wieder ein solcher Greis begegnet, sagte die Mutter, so mußt Du Deinen Hut recht tief abnehmen; so schlecht sein Rock ist, so hat der Mann doch mehr Erfahrung als Du und ich. Selbst den Dürftigsten muß man nicht gering schätzen, das ist unrecht und oft auch sehr schädlich, und — nun ..n das Geschichtchen. Höre einmal: Was ich er-

zählen will, hat sich in meiner Vaterstadt im dreyssigjährigen Kriege zugetragen. Der dreyßigjährige Krieg muß wohl schon lange gewesen seyn, denn ich weiß nichts davon. Aber gar traurig hat mir die Mutter die Zeit beschrieben. Die Thränen kamen mir in die Augen, und ich rief einmal über das andre: Mutter, es soll kein dreyßigjähriger Krieg wieder seyn. Denke nur: Da kamen immer Soldaten mit Flinten, mit Degen, mit Spießen und mit großen Bärten, schlugen die Thüren ein, drangen den Leuten in die Häuser, fuhren sie an, schlugen sie wohl gar, und drängten sich in die Stuben, in die Keller und in die Speisekammern, und nahmen weg, was ihnen gefiel, und was doch gar nicht für sie hingesetzt war. Sie rissen die Schränke und die Kasten auf, und holten das Geld und' alles heraus, was sie fortbringen konnten, ob es ihnen gleich nicht gehörte. Warum sie das thaten, und wer es ihnen geheißen hatte, weiß ich nicht; aber die Mutter sagte, so ging es im Kriege her. Nicht wahr, es soll kein Krieg wieder seyn? Ach! die Leute in meiner Vaterstadt scheueten sich recht vor den fürchterlichen Soldaten.

Ganz besonders aber ängstigte sich eine reiche Frau, die schwach und kränklich war, und also glaubte, daß sie bald sterben werde. Ueber eine einzige noch sehr junge Tochter hatte die gute Mutter viele Sorgen, denn sie dachte, wenn sie stürbe, und die Feinde kämen und nähmen alles weg, so wär ihr Kind doch recht übel dran. Sie kam al-

so auf den Gedanken, einen großen Haufen Geld zu vergraben. Sonst soll man öfters Geld verscharrt haben, jetzt ists aber nicht mehr gewöhnlich, und ich habe auch noch nichts vergraben. «

Die Mutter ließ einen armen, aber recht frommen und ehrlichen Tagelöhner, der fast täglich in ihrem Hause war, kommen, damit er ihr eine Grube in die Erde machen, und diese ordentlich mit Steinen ausmauern möchte. Ach! der Tagelöhner muß ein recht ehrwürdiger Mann gewesen seyn, und wenn ich ihm im Himmel einmal begegne, so will ich meinen Hut recht tief vor ihm abnehmen. Mit dem Mann schleppte nun die Mutter in finstrer Nacht die ganze Grube voll Geld und Silbersachen, und als der Tagelöhner alles wieder recht dicht und fest bedeckt hatte, so mußte er der Frau heilig versprechen, daß er den verborgenen Schatz ihrer Tochter, wenn diese groß und verständig geworden wäre, entdecken wolle.

Kurz darauf starb die Mutter, und als die Tochter schon ziemlich groß, aber noch nicht gänzlich verständig war, ward auch der fromme Mann krank, und schon am zweyten Tage war seine Krankheit sehr gefährlich. Da schickte er zu der Jungfer, sie möchte doch einmal zu ihm kommen, weil er ihr etwas zu sagen hätte. Die Jungfer aber hatte sehr viel Hochmuth, und sehr wenig Weisheit, und that ordentlich, als ob es ein Schimpf wäre, wenn man arme Leute besuchte, oder als ob man sich schmutzig machte, wenn man

in ein niedriges Haus ginge, und ließ ihm antworten: Was sie denn in seiner Hütte solle? Lauft geschwind, stammelte der entkräftete Mann mit schwacher Stimme, und sagt ihr, sie möchte eilen, ihre Mutter hätte Geld für sie vergraben, ich wollte ihr bekannt machen, wo es liege. Nun stürzte die Jungfer außer Athem herbey, aber als sie in das Haus kam, war der arme Mann eben gestorben. Vor Schrecken kam sie nun fast von Sinnen, und hätte auch sterben mögen vor Aerger, daß sie so dumm und so hochmüthig gewesen war. Aber nun halfs ihr nichts mehr, und so viel sie auch suchte, so hat sie das Geld doch nicht gefunden. Ach! der Hochmuth." — —

Bey diesen Worten unterbrach meinen kleinen Erzähler der Fuhrmann, welcher mir meldete, daß ich in einem Weilchen abreisen könne. Mit einer herzlichen Umarmung verließ ich den holden Knaben, eilte in die Stube, berichtigte, was zu berichtigen war, und trat dann, bis vollends angeschirrt seyn würde, an das Fenster, um dem lieben Jungen nachzusehen. Siehe, da stand eine schöne edle Frau voller Milde und Würde neben ihm. Komm, mein Sohn, sagte sie, da habe ich eben von der Wirthin gehört, daß hier im Dorfe ein armer sehr geschickter Weber wohnt, der eine Art Zeug machen kann, die in unsrer ganzen Stadt keiner zu verfertigen weiß. Ich will etwas bey ihm bestellen, und Du sollst mich begleiten. Sieh, das ist

schon wieder ein Mann, der mehr versteht, als man nach seinem äußern Zustande vermuthen möchte. Indem kam das Mädchen, welches die Frau zurechtweisen wollte, und sie wandelte mit ihrem Knaben Hand in Hand dahin.

Es ist alles fertig, rief jetzt mein Fuhrmann, und ich stieg in den Wagen. Aber mein Herz hing an dem lieben Kinde, und lange verfolgte ich den Gedanken, wenn doch alle Kinder solche Erzählungen behalten, und sie zur Veredlung und Besserung ihres Herzens benutzen möchten.

Irin.

An einem schönen Abend fuhr
Irin, mit seinem Sohn, im Kahn
aufs Meer, um Reusen in das Schilf
zu legen, welches rings umher
der nahen Insel Strand umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
ins Meer, und Purpurfarbe floß
vom Himmel in die Fluth hinab.
Der Knabe, den Irin gelehrt
auf jede Schönheit der Natur
zu merken, sprach jetzt: O wie schön
ist nun die Gegend! Sieh' den Schwan,
sieh', wie, von seiner Brut umringt,
er in die rothe Flur sich taucht!

Wie lieblich flüstert dort am Strand
der schlanken Espen zitternd Laub;
und o wie reitzend wallt die Saat
in sanften, grünen Wellen fort!
O, was für Anmuth hauchen jetzt
Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist alles, und wie froh
und glücklich macht uns die Natur!
„Ja, sagt' Irin, sie macht uns froh
„und glücklich, und du wirst durch sie
„glückselig seyn dein Lebenlang,
„wenn du nicht von der Tugend weichst,
„und wenn nicht wilde Leidenschaft
„der Schönheit sanft Gefühl in dir
„zerstört. — O Geliebtester!
„ich werde nun in Kurzem dich
„verlassen und die schöne Welt,
„um, in noch schönern Gegenden,
„glückseliger, als hier, zu seyn.
„O! bleib der Tugend immer treu!
„und weine mit den Weinenden!
„Gib gern von deinem Vorrath, gern
„den Armen; hilf, so viel du kannst,
„zum Wohl der Welt sey arbeitsam;
„erheb dein Herz empor zu Gott,
„dem Wind und Meer gehorsam sind,
„der alles uns zum Besten lenkt.
„Wähl lieber Mangel, Schand und Tod,
„eh' du in Bosheit willigest.

„Ruhm, Ueberfluß und Pracht, sind Tand;
„ein ruhig Herz macht unser Glück.
„So, mein Geliebter! dacht' ich stets,
„und war stets glücklich. Und wiewohl
„ich achtzigmal bereits den Wald
„um meine Hütte grünen sah;
„so ist mein langes Leben doch,
„gleich einem heitern Frühlingstag,
„vergangen unter Freud' und Lust.

„Zwar hab ich auch manch Ungemach
„erlitten. Als dein Bruder starb,
„da flossen, ach der Thränen viel,
„und alles, alles schien mir schwarz.
„Auch faßte mich oft auf dem Meer
„im leichten Kahn der Sturm, und warf
„mich mit den Wellen hoch empor;
„dann stürzten donnernd sie herab;
„ich stürzte mit und meynte dann,
„daß zwischen jeder Welle mir
„ein furchtbar Grab sich öffnete.

„Allein bald legte sich der Zorn
„des Windes, und die Luft ward hell;
„und ich erblickt in stiller Fluth
„des Himmels Bild; der blaue Stör
„mit rothen Augen sah empor
„aus seiner Höhl' in tiefer See,
„und alles Volk des weiten Meers
„spielt' auf der Fluth im Sonnenschein,

„und Ruh' und Freude kam zurück
„in meine Brust. Jetzt wartet schon
„das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht.
„Der Abend meines Lebens wird
„so schön, als Tag und Morgen seyn.
„O, Sohn! sey fromm und tugend-
haft,
„so wirst du glücklich seyn, wie ich;
„so bleibt stets diese Welt dir schön!"

Der Knabe schmiegte zitternd sich
an seines Vaters Arm und sprach:
Mein Vater, nein, du stirbst noch nicht;
und lebst noch lange mir zum Glück!
Und viele Thränen flossen ihm
vom Aug' — Indessen hatten sie
die Reusen ausgelegt. Die Nacht
bedeckte schon mit Dunkelheit
das weite Meer, sie ruderten
gemach der Heimath wieder zu.

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
beweint ihn lang, und niemals kam
ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel
ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
vor's Antlitz trat. Er lebte stets
nach dessen Lehren. Segen kam
auf ihn. Sein langes Leben schien
auch ihm ein Frühlingstag zu seyn.

v. Kleist.

Der Geist eines Verewigten erscheint, der Verabredung gemäß, seinem noch lebenden Freunde *).

Ich hatte — erzählt der Geheimerath Ringleben, ein wahrheitsliebender Greis — während meiner Universitätsjahre mit einem jungen Westphälinger, Namens Helsen, die allervertraulichste Freundschaft geschlossen. Wir hiengen so sehr an einander, daß wir keinen Tag leben konnten, ohne uns zu sehen, und das Einzige, was die Freude unsers Umgangs uns oft verkümmerte, war der Gedanke der Trennung. Unser Vaterland war zu weit von einander getrennt, als daß wir hoffen durften, uns je wieder zu sehen. Die Zeit, da wir beyde die Universität verlassen sollten, rückte indessen heran, und um uns noch so viel möglich zu genießen, pflegten wir oft bis Mitternacht beysammen zu seyn, und von Vergangenheit und Zukunft zu plaudern.

*) S. Die Gespenster. Von Sam. Chr. Wagener 2ter Theil.

Eines Abends, als wir auch mit vieler Wehmuth von unsrer nahen Trennung sprachen, lenkte sich die Unterhaltung unvermerkt auf das Kapitel von unsrer Unsterblichkeit und vom Wiedersehen jenseits der Gräber. Wir fanden in dem Glauben daran einen süßen Trost. — „O Helsen! wir werden uns dort wieder suchen und wieder finden, rief ich, und drückte ihn mit jugendlichem Ungestümm an meine Brust; ja wärs möglich, aus jener Welt in diese noch Einmal zurückzukehren, ich würde Dich aufsuchen, wo Du auch wärest, und mich Deines Anblicks freuen." —

Wenn es möglich wäre? erwiederte Helsen, und schwieg einige Minuten nachdenkend. Wenn es möglich wäre, fieng er darauf an, so würde ich Dir wohl am ersten erscheinen können, denn mein schwächlicher Körper verspricht mir kein langes Leben. — Und gesetzt es wäre möglich, — fuhr er lebhafter fort — gesetzt, daß zwischen dem Jenseits und Diesseits keine so ungeheure Kluft befestigt wäre, als man sich oft vorstellt — welch ein süßes, eines Unsterblichen würdiges Vergnügen müßte es seyn, wenn der entfesselte Geist die ersten Augenblicke seines neuen Daseyns dazu anwendete, einen lange von ihm getrennten Busenfreund auf den Fittigen der Liebe aufzusuchen, im Säuseln der Abendluft ihn zu umschweben, und ihm zuerst eine bestimmte Nachricht von dem bessern Leben zu bringen. O Ringleben! Diese Hoffnung entzückt mich, und erleichtert mir den Gedanken der Tren-

nung. Hier meine Hand! Laßt uns einen Bund schließen, in dieser feyerlichen Stunde der Mitternacht! Ist es möglich, so erscheine der Geist dessen, der einst zuerst von uns beyden stirbt, dem zurückgebliebenen Freunde. Bey den heiligen Banden unserer Freundschaft laß es uns schwören! — Schlage ein!

Ich war eben in der Stimmung, in welcher man seyn muß, um ein Versprechen dieser Art einzugehen. Ich schlug ein. Einige Zeit darauf trennten wir uns unter vielen Thränen, und unsere letzten Worte waren: Wir sehen uns wieder.

Ich kann nicht leugnen, daß ich in jenen Jahren ein wenig leichtsinnig dachte. Neue Verhältnisse und neue Freundschaften löschten zwar nicht das Bild dieses Freundes in meiner Seele aus, aber sie verdunkelten es doch. Das Gelübde, welches wir an jenem Abende abgelegt hatten, fieng ich bald an, für eine jugendliche Thorheit zu halten, wozu ich mich in einer Anwandlung von Schwärmerey durch meinen poetischen Freund hatte hinreissen lassen. Ich lachte jetzt darüber, und erzählte den Vorfall als eine kindische Posse oft meinen Bekannten. Eine Reihe von etlichen und dreyßig Jahren war endlich zureichend gewesen, mir die ganze Sache ins Vergessen zu bringen, bis ich durch einen besondern Zufall wieder lebhaft daran erinnert wurde.

Es war gerade ein Jahr her, seit ich meine mir unvergeßliche Gattinn durch den Tod verloren

hatte. Der Schmerz über ihren Verlust erwachte an diesem Tage mit erneuerter Stärke in mir, und ich fand, gegen meine sonstige Gewohnheit, ein Vergnügen daran, meiner Schwermuth nachzuhängen. Ich besuchte ihren Grabhügel, und faßte da zuerst den Gedanken, ihr ein marmornes Denkmahl mit ihrem Brustbilde setzen zu lassen. Ich bedurfte hierzu eines Gemähldes von meiner Frau, das ich dem Bildhauer vorlegen konnte. Ich erinnerte mich eines Gemähldes, welches ich einst von ihr verfertiget, und in meinem Schreibtische verwahrt hatte. Beym Suchen danach fällt mir ein andres Bildniß in die Hände, welches meinen alten Freund Helsen vorstellte. Zugleich finde ich noch einige Briefe und Gedichte von ihm, die ich wieder durchlese, und die mich ganz in jene Jahre meiner Jugend zurück versetzen. Es war natürlich, daß ich mich an einem Tage, wo ich nun einmal für das Traurige gestimmt war, mit diesen Gegenständen bis in die Nacht beschäftigte. Noch nie hatte die Scene jenes nächtlichen Bündnisses zwischen Helsen und mir, so lebhaft wieder vor meinen Augen gestanden, als in diesem Augenblicke. Ich gieng zu Bette, aber es war mir nicht möglich, zu schlafen.

Lebt Dein Helsen noch? — und wenn er nun gestorben wäre, und sein Versprechen erfüllte, — vielleicht heut erfüllte? Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten mich so sehr, daß ich ihrer durchaus nicht los werden konnte.

Mein Schlafgemach war neben meinem Studierzimmer. Die Vorhänge dieses Kabinets waren heruntergelassen, aber ich konnte, zwischen denselben hindurch, einen Theil des Zimmers übersehen, jedoch mit Ausnahme der Thür, denn diese verdeckte mir der Vorhang. Die Uhr schlug eben zwölf, als ich mich mit dem Gesicht nach der Wand zukehrte, um den schon oft gemachten Versuch zu wiederholen, ob ich auf dieser Seite den Schlaf finden könnte, der ganz von meinem Lager gewichen zu seyn schien. Allein in demselben Augenblick wurde ich einen blassen Schimmer gewahr, der sich an der Wand verbreitete, und mich um so mehr befremdete, da das Gemach keine Fenster hat, und also der Mond nicht hinein scheinen kann.

Ich wandte mich schnell nach der Seite des Zimmers hin, um zu sehen, ob jemand darinnen sey. Ich wurde Niemanden gewahr, aber ein düsterer Schein erfüllte dasselbe, und zwischen den Vorhängen hindurch wurde zugleich sparsam mein Schlafgemach erhellet. Ich rief meinen Bedienten, denn ich glaubte, daß er es sey, der irgend etwas in meiner Stube vergessen habe. Keine Antwort! — kein Fußtritt! — kein Auf- oder Zumachen der Thür!

Ich hob mich im Bette auf und blickte mit unverwandten Augen durch die Oeffnung des Vorhangs in das Zimmer — aber Gott! wie ward mir, als ich in einer Entfernung, die mir größer

schien,

schien, als die ganze Länge meines Zimmers, eine Gestalt gewahr wurde, die ich ohne Mühe für meinen Freund Helsen erkannte. Ich konnte mich unmöglich in der Aehnlichkeit täuschen, denn sein Bild war durch den Anblick des Gemähldes, bis auf die kleinsten Züge in meiner Seele wieder aufgefrischt worden. Die Gestalt stand eine Zeitlang unbeweglich, das Gesicht gegen mein Kabinet gewendet. Sie war in ein langes weißes Gewand gehüllt, und ich weiß nicht von welchem zauberischen Etwas umgeben. Ich kann nicht leugnen, daß mich ein kleiner Schauer überlief. Ich rief noch einmal nach meinem Bedienten — aber die Gestalt winkte, und schien mir anzudeuten, daß ich schweigen sollte. Alle meine Sinne waren gespannt. Jetzt öffnete sie den Mund, und nannte mit leiser Stimme meinen Namen. Gott! es war die Stimme meines Freundes; so deutlich, so natürlich, wie ich mich tausendmal in seinen Armen von ihm hatte nennen hören. Ich fuhr zusammen. Ich glaubte, ich zitterte.

Ringleben! rief es noch einmal und etwas lauter. — Ich faßte mich wieder. Bist Du's? ists möglich? — weiter vermocht' ich nicht zu reden. — Die Erscheinung trat einige Schritte näher. „Wir werden uns wiedersehen! erinnerst Du Dich noch?" Mit diesen Worten trat sie an mein Gemach, — die Vorhänge schlugen sich selbst zurück, — ein heller Glanz erleuchtete das ganze Kabinet.

„Ringleben! kennst Du mich?“

Ich kenne Dich, mein Helsen.

„Gott! Gott! seh ich Dich noch einmal!“ mit diesen Worten stürzte er auf mich zu, schlang beyde Arme um mich, und drückte mich an seine Brust.

Ja! ja! er wars, er wars; aber nicht sein Geist, sondern er selbst in eigner Gestalt, und bey gesunderm Leibe, als er in jüngern Jahren gewesen war. Ich erholte mich bald von meinem Schrecken, denn an der Heftigkeit seiner Umarmung, die mir einen Schrey auspreßte, merkte ich endlich wohl, daß es kein Geist war, sondern ein Mensch mit Fleisch und Beinen. Doch würde mein Erstaunen über seine plötzliche Erscheinung bey weitem nicht so groß gewesen seyn, als sie jetzt war, da ich ihn lebend vor mir erblickte. Aber seine Erzählung machte mir Alles gar bald begreiflich.

Es war nemlich gerade um die Zeit, als unsere ganze Armee in den Krieg gieng. Helsen bekleidete den Posten eines Regimentsquartiermeisters. Er kömmt mit seinem Regiment in diese Gegend, erkundigt sich nach mir, und da er hört, daß ich noch lebe, so brennt er vor Begierde, mich zu sehen. Seine Geschäfte erlauben ihm nicht, sich lange vom Regiment zu trennen. Er nimmt Extrapost und kömmt um Mitternacht hier an, und da er nur bis zum andern Morgen bleiben kann, so läßt er sich sogleich nach meiner Woh=

nung bringen. Mein Bedienter, der dicht an der Thür schläft, läßt ihn ins Haus und hört, daß er ein alter und vertrauter Bekannter von mir ist. Helsen, um die Ueberraschung vollkommen zu machen, bittet den Bedienten, ihn unangemeldet in mein Zimmer zu führen, und verspricht, es bey seinem Herrn zu verantworten. Beyde schleichen sachte in das an meinem Schlafgemach gelegene Zimmer, und hatten wahrscheinlich die Thüre in dem Augenblick leise geöffnet, da ich mich nach der Wand zu kehrte. Mein Bedienter trug eine kleine Blendlaterne, die das Zimmer nur düster erleuch-tete, und durch die Oeffnung meiner Vorhänge nur einige Strahlen in mein Kabinet fallen ließ. Was aber der Gestalt meines Freundes ein so ungewöhn-liches, zauberisches Ansehen gegeben und verursacht hatte, daß ich ihn anfangs in einer großen Ent-fernung erblickte, war auch ein sehr natürlicher Umstand. Ich sah nämlich nicht ihn selbst, son-dern nur sein Bild im Spiegel. Ich hatte in dem Augenblicke nicht daran gedacht, und es war mir vorher nie aufgefallen, daß ich durch die Oeffnung meiner Vorhänge aus meinem Bette in einen Spie-gel sehen kann, der mir das Bild von einem Theile meiner Stube zuwirft. In diesem erblickte ich zu-erst den vermeinten Geist. Das weiße Gewand war nichts mehr als ein weißer Mantel, der zur Uniform seines Regiments gehörte: Der Wink, den er mir zu geben geschienen, galt eigentlich meinem Bedienten, dem er andeuten wollte, daß er mir

auf meine Fragen nicht antworten möchte. Dieser hatte auch, von hinten zu, die Vorhänge zurückgeschlagen, als mein Freund in das Schlafgemach treten wollte, und kurz, es gieng Alles so natürlich zu, daß, wenn mein Blut gerade ein wenig kühler gewesen wäre, ich gar bald hinter die Wahrheit würde gekommen seyn.

Hans von Haldungen,

oder:

So bestraft sich Unwissenheit und Geschmacklosigkeit.

In einem Dorfe in Schwaben lebte vor Jahren ein reicher Gutsbesitzer, Fritz von Haldungen mit Namen. Er war weit und breit als ein begüterter und wackrer Mann bekannt, und jedermann, der in nähere Verbindung mit ihm kam, mußte bald seinen großen Verstand schätzen, und sein edles Herz hochachten.

Diesem Fritz von Haldungen hatte der Himmel zwey Söhne geschenkt, die er zu allem Guten erziehen und zu hochsinnigen Männern bilden wollte. Doch dahin sollte es nicht kommen. Der redliche Vater that eines Tages, da er seine Ländereyen umritten hatte, einen unglücklichen Fall

vom Pferde; seine Brust nahm am meisten Schaden; er bekam den Bluthusten; das Uebel ward immer ärger, und ein Vierteljahr nach dem unseligen Sturze gieng er in ein besseres Leben. Seine Gattin, Karoline, folgte ihm bald.

Nun waren die zwey Söhne, Hans und Theobul, vater- und mutterlose Waisen. Ihr nächster Anverwandter war ein Oncle, Namens Kunz von Helfingen, ein Mann von geradem Sinn und vieler Biederkeit, aber von wenig feiner Bildung, und am wenigsten mit der Kunst vertraut, Kinder zu erziehen. Zu diesem Kunz von Helfingen kamen nach dem Tode ihrer Aeltern Hans und Theobul. Er wollte Vaterstelle an ihnen vertreten, und hätte der glückliche Erfolg von ihrer Erziehung einzig und allein von seinem guten Willen abgehangen, so wäre wohl nichts zu wünschen übrig geblieben.

„Ihr sollt mir, wenn ihr Lust habt, etwas Tüchtiges lernen!" sagte Kunz von Helfingen zu ihnen noch an dem Tage, an welchem seine zwey Neffen in sein Haus kamen. „Ihr sollt mir etwas Tüchtiges lernen! — Für einen Hofmeister hab' ich schon gesorgt; haltet euch bereit, ihn in einigen Tagen zu empfangen!" —

Es war kaum eine Woche verflossen, so war der Hofmeister da, ein rechtschaffener und gebildeter Mann. Es bedurfte von seiner Seite keines großen Scharfsinnes, um bald zu erfahren, wes

Geistes Kinder seine zwey neuen Zöglinge seyen. Bey Theobul bemerkte er gleich die glücklichsten Anlagen und den besten Willen, sich immer mehr zu vervollkommnen; bey Hans hingegen entdeckte er bald eine widerliche Trägheit und wenig Sinn für eine etwas feinere Bildung. Ihn schien die Natur zu einem derben Waldmeister, seinen Bruder hingegen zu einem feinen, geschmackvollen Mann bestimmt zu haben.

Junker Theobul hieng mit ganzer Seele an dem Hofmeister, und zog aus seinem Unterrichte und seinem freundlichen Umgange ungemein viel Nutzen. Mit der größten Gewissenhaftigkeit benutzte er jede Gelegenheit, bey der er seine Kenntnisse vermehren, den Kreis seiner Einsichten erweitern, seinen Geschmack veredeln konnte. Seine Liebe zur Lectüre und die Freude, die er an dem Umgange gebildeter, kenntnißreicher Menschen fand, war unendlich groß und von dem wohlthätigsten Einflusse auf seine Bildung. Es konnte nicht anders kommen — Theobul mußte bey seinen Talenten bald die bedeutendsten Fortschritte in den Wissenschaften machen, und sich die Gunst vieler gebildeten Menschen erwerben. Diese hofften viel von ihm; die Ungebildeten konnten freylich (wie dieß immer der Fall ist) seinen Werth nicht ganz schätzen; aber sie hatten doch großen Respect vor ihm, und glaubten, es dürfte einmal ein weiser, gelahrter Herre aus Junker Theobul werden.

Das Gegentheil von Junker Theobul war Junker Hans. Beyde waren einander so unähnlich wie Tag und Nacht. Hans war Phlegmatikus in hohem Grade. Das Lernen war ihm höchst beschwerlich, und lieber wollte er (ob er gleich immer den besten Appetit hatte) ein Paar Mahlzeiten aussetzen, als sich ein Stündchen über irgend etwas den Kopf zerbrechen. Er pflegte zu sagen, die Menschen hätten nichts besseres erfinden können, als Dampfnudeln, Knöpfe und Spatzen *), und nichts Schlimmeres als die Lehrstunden. Was Junker Hans bey solchen schönen Grundsätzen für Fortschritte in den Wissenschaften machen konnte, kann man sich leicht denken. Nichts kam ihm komischer vor, als wenn sein Bruder Theobul sich mit seinem Lehrer voll Eifer über manches Wissenswürdige stundenlang unterhielt; und wenn nun vollends über gewisse Gegenstände, z. B. Musik, Gesang, Poesie u. d. m. gesprochen wurde, konnte er oft des lauten Auflachens sich nicht enthalten. Dieß alles waren Böhmische Dörfer für ihn; er konnte nicht begreifen, wie man an so etwas mit grösserem Wohlgefallen als an einer Schüssel voll Knöpfe oder Spatzen hängen könne. Er mäckerte gewöhnlich darüber wie ein Ziegenbock. Auch war es ihm unbegreiflich, wie Theobul sich über eine schöne Gegend, über ein anmuthiges Thal, einen schattigen Hain, eine reitzende Landschaft so sehr

*) In Schwaben werden zwey Arten von Klösen Knöpfe und Spatzen genannt.

freuen könne. Doch man muß gerecht seyn, und zur Ehre der Wahrheit bekennen, daß Hans übrigens, in einem gewissen Sinne, ein großer Freund der Natur war. Er sah z. B. mit vielem innigem Wohlbehagen einen mit Himbeeren, Erd- und Heidelbeeren bewachsenen Platz an. —

An dem Umgange gebildeter Menschen fand er nicht den geringsten Geschmack; am liebsten befand er sich in der Gesellschaft des Großknechts, mit dem er die innigste, vertraulichste Freundschaft schloß. Die feinen Scherze, die er edlere Menschen vorbringen hörte, waren ihm unverständlich; wenn aber Jürgen, der Großknecht, mit plumpen Stallspäschen um sich warf, befand sich Junker Hans wie im Himmel und wollte, wie er sich in seiner feinen Sprache auszudrücken pflegte, oft darüber vor Lachen zerplatzen. Der Hofmeister suchte ihn vergebens auf bessere Gedanken zu bringen. Umsonst stellte er ihm vor, daß wir jetzt in Zeiten lebten, wo man von einem Junker, mehr verlange, als daß er sein Pferd reiten, seinen Hasen schießen, die Dienerschaft schimpfen, ächt karaibenmäßig schmausen und schon als ein junger Laffe Menschen befehlen könne, die ihm an Jahren, Verstand, Redlichkeit und Brauchbarkeit weit, weit überlegen sind. — Solche Vorstellungen brachten bey Junker Hans dieselbe Wirkung hervor als Erbsen, die man an eine steinfeste Wand wirft; — sie prellten zurück. — „Ich werde schon durch die Welt kom-

men, versetzte der feine Junker, wenn ich auch von all' dem Zeugs, worüber mein Herr Bruder so gerne schwätzt, von Musik, Poesie und Sängerey nichts verstehe. Ein Gelahrter will ich nicht werden. Wenn ich nur von der Wirthschaft was verstehe, und dabey brav bin, dann, glaub' ich, hab' ich schon genug."

Lieber Junker, sagte der Hofmeister, es ist recht gut, daß Sie sich ökonomische Kenntnisse erwerben, ganz vortrefflich, daß Sie brav werden wollen. Aber ob dieß schon genug seyn dürfte? Sie werden doch einmal unter die Gebildeten gezählt werden wollen; und dann ist es unumgänglich nöthig, daß sie Ihren Verstand mit vielen Kenntnissen zu bereichern, und Ihren Geschmack zu verfeinern suchen; denn dieses verlangt man jetzt von einem gebildeten Menschen. Was ist ein Mensch ohne Geschicklichkeit und Verstand? Bravheit ist freylich das edelste, das höchste, was die Menschheit kennt, aber zur Bravheit gehört gerade auch das, daß man, wenn man kann und dazu Veranlassung hat, seinen Geist so sehr wie möglich vervollkommne und sich eine so feine Bildung erwerbe als möglich. — Sie sollten, wie billig, auch Musik lernen. Jeder, der auf Geschmack und ein edleres Gefühl Anspruch macht, findet Wohlgefallen an der Musik. Die alten Griechen und Römer, feine Leute in der That, hielten denjenigen für bösartig, für einen Feind der Götter, der sich als einen Verächter dieser himmli-

schen Kunst zeigte. Auch zeichnen sollten Sie lernen. Das ist eine der schönsten und edelsten Fertigkeiten, die demjenigen, der sie besitzt, das reinste Vergnügen gewährt, und auf einen mehr als gemeinen, alltäglichen Geist hindeutet.

Dem Junker Hans war bey diesen Vorstellungen zu Muthe, wie es der Dummheit überhaupt zu Muthe ist, wenn man ihr Verstand und Ueberlegung zutraut; er blieb durch dieselben ungerührt wie ein Stock. Bloß ein Lächeln besonderer Art entgieng ihm. Es war das Lächeln einer pinselartigen Einfalt. Der Hofmeister machte den Oncle des Junkers auf diese Umstände aufmerksam. Doch dadurch wurde der Sache nicht abgeholfen. „I nun, sagte Kunz von Helfingen, wenn der Kautz Ein für allemal nichts lernen will: so lassen Sie ihn laufen. Es ist sein eigner Schade. Uebrigens soll auch aus ihm kein gelahrter Mann werden. Wenn er nur schreiben, lesen, rechnen und dergleichen lernt, so ist das, denk' ich, schon genug."

Der Hofmeister that Gegenvorstellungen; sie blieben für den derben, ungebildeten Kunz von Helfingen unverständlich und ohne Wirkung. Hans, der, aus mancherley Ursachen, die meiste Lust zum Forstwesen hatte, hielt bey seinem Oncle an, sich diesem ganz widmen zu dürfen. Der Oncle hatte nichts dagegen, und es ward beschlossen, daß Hans sich deshalb bey einem nahen Forstmeister aufhalten sollte. Hier verwilderte der Junker vollends.

Aus Junker Theobul hingegen ward ein feiner, geschickter Mann, den alle Gebildeten innig schätzten. In den feinsten, besten Zirkeln war er beliebt und spielte darin allezeit eine Hauptrolle. Einige Reisen, die er, gut vorbereitet und als aufmerksamer Beobachter, gemacht hatte, hatten seine Erfahrungen erweitert, seine Kenntnisse vermehrt und berichtigt. — Nach seiner Rückkehr nahm er eines seiner geerbten Güter in Besitz, und lebte, thätig für das Wohl seiner Nebenmenschen, ein schönes Leben.

Auch Junker Hansen wandelte die Lust an, auf Reisen zu gehen. Es geschah. Doch bey ihm traf vollkommen ein, was in der Hagedornschen Fabel gesagt wird:

Zum Guckguck sprach die Lerche:
„Wie kommt es, sage mir,
„Daß die gereißten Störche
„Nicht klüger sind als wir? —
Sie sollen uns beweisen,
Erwiedert' er, und lacht,
Daß nicht das viele Reisen
Die Dummen klüger macht.

Hans wollte nach Dresden. — Doch nicht, um hier einige Werke der berühmten Bildergallerie zu studieren? dürfte mancher fragen. Nein! — Und warum denn? — Eine verfängliche Frage. Selbst Hans hätte sie, aus einem leicht zu errathendem Grunde, nicht beantworten können. Die

Neugierde der Frager bleibt daher unbefriedigt. So viel ist gewiß, daß Hans das vorgesetzte Ziel seiner Reise nicht erreichte.

In Apolda, einem, wegen seiner Strumpffabriken, bekannten Städtchen, in dem Fürstenthume Weimar, befiel ihn ein heftiger Schnupfen, der ihn von seinem Vorsatze, sich noch tiefer in die Welt hinein zu wagen, abbrachte. Er kehrte nach Schwaben zurück, ohne viel mehr als Häuser, Gassen, Dörfer und Städte gesehen und ohne mehr erfahren zu haben, als daß es hie und da schlechte Gasthöfe und eben so schlechte Wege gebe. Nach seiner Rückkunft bezog er ein Gut, und fieng an, zu ökonomisiren.

In der Gegend, wo die zwey Brüder, Theobul und Hans, so himmelweit verschieden in ihrer Bildung, lebten, wohnten mehrere adeliche Familien, in welchen ein schöner, guter Ton herrschte. Sie zeichneten sich durch die rastlose Thätigkeit aus, mit der sie ihre Pflichten zu erfüllen suchten. Aber sie waren nicht allein brav, rechtschaffen: sie waren auch gebildet, und daher im Stande, dasjenige, was die Bravheit erforderte, mit gutem Erfolge, auf die beste Weise durchzusetzen. Von ihren Geschäften erholten sich die Mitglieder dieser Familien auf eine Art, wie sie edlen Seelen anständig ist. Sie verbanden sich zu einer geschlossenen Gesellschaft und kamen in Ruhestunden wechselsweise bey einander zusammen, nicht um bey üppigen Gelagen und am

Kartentische der Mäßigkeit und Genügsamkeit zu spotten und die kostbare Zeit zu verschwenden, sondern sich auf eine bessere, edlere Art zu unterhalten. Geistreiche Gespräche wechselten mit Musik, Gesang und mit Vorlesen guter Schriften in diesem schönen, freundlichen Zirkel, von welchem Theobul Mitglied war.

Hans bekam von der Gesellschaft wiederholte Einladungen zur Theilnahme an ihren Vergnügungen; allein theils fand er an diesen kein Behagen, theils fühlte er auch wohl, daß er bey dem Mangel an feinerer Bildung in dergleichen Zirkeln eine traurige Rolle spielen müßte; er folgte daher diesen Einladungen nicht. Sein Bruder drang weiter nicht in ihn, dieß zu thun, weil er voraus sah, daß er in jedem Falle sich Hansens und der Unwissenheit desselben nur schämen müßte, wenn er in der Gesellschaft erschiene. Indeß rühmte er Hansen zuweilen das große Vergnügen, das er selbst darin genösse und dieß erregte in einer glücklichen Stunde in Hansens leerer Brust den geheimen Wunsch, an diesen Freuden der Geselligkeit auch Theil zu nehmen. Er fieng auf einmal an, zu fühlen, daß ein Edelmann wie er, sich über etwas mehr als Pferde, Jagdhunde, Hasen und Rehe freuen, mit gebildeteren Menschen als Knechten, rohen Jägern und verwilderten Förstern (wie sie gewöhnlich sind) Umgang pflegen sollte. Wie er so plötzlich auf solche Gedanken kam? ob sie ihm ein guter Geist eingegeben habe? bleibt dahin gestellt. Genug, es war so. Hans

bekam eine unwiderstehliche Lust, einmal auch in der gerühmten Gesellschaft zu erscheinen.

Es geschah. Er bestieg seinen Apfelschimmel und ritt in den Ort, wo die gedachte Gesellschaft gerade zusammen kommen sollte. Seinen Bruder fand er noch nicht da. Man empfieng ihn sehr freundlich. Aber Hansen pochte unruhig das Herz; er fühlte, wie wenig Bildung er habe, und wie mächtig er in diesem Stücke gegen die andern abstechen werde. Dieß brachte bey ihm eine große Verwirrung, und diese ein höchst ungeschicktes, plumpes Benehmen hervor.

Die Gesellschaft war, bis auf Theobul, beysammen. Feine Scherze belebten die Unterhaltung. Hans verstand die wenigsten; er konnte sie nicht vermehren. Stummer noch als ein Fisch saß er da. Einer von der Gesellschaft brachte einen treffend witzigen Einfall vor. Nicht wahr, sagte ein anderer, indem er sich zu Hansen wendete, dieser Einfall gäbe ein treffliches Epigramm? (Sinngedicht)

Hans ward im Gesichte über und über roth. Das Wort „Epigramm" war ihm ganz fremd; er verstand es falsch. Ja — stotterte er — 's ist en hübscher Kram!

Die Gesellschaft ward dadurch ziemlich frappirt. — Man schlug bald darauf vor, eine kleine Cantate zu singen, und frug Hansen, ob er dabey eine Stimme übernehmen wolle? ob er Tenor, Diskant oder Alt singe? In seiner Verwirrung

verstand er die Frage nicht recht. „J nu, sagte er, ganz jung bin ich freylich nicht mehr; aber ich bin auch nicht sehr alt; ich habe den 15ten Februar mein 26stes Geburtsfest gefeyert."

Die Gesellschaft sah sich mit Verwunderung an. Es wurde gesungen. Hans brüllte mit, in einem so falschen Tone, daß in dem Gesange die größte Verwirrung entstand und er geendigt werden mußte. Eine Arie, die nach der Melodie des Klopstock-schen Liedes: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du mein Geist u. s. w." gesungen werden sollte, sang er wie das Abendlied. „Nun ruhen alle Wälder."

Wir wollen etwas lesen, sagte einer von der Gesellschaft, als der Gesang geendigt war; Herr von Haldungen, ist Ihnen eine Elegie *) gefällig?

Elegie? Dieß war für Hansen etwas ganz Neues. In seiner Verwirrung klang ihm das Wort „Elegie" wie „Schimmel zieh." Ha! rief er, das Ding kenn' ich; Sie meynen doch das Studentenliedlein:

Zieh, Schimmel, zieh
Den Quark bis an die Knie?

So schonend und menschenfreundlich auch die Mitglieder der Gesellschaft waren: so konnten sie sich doch eines kleinen Lächelns unmöglich enthalten.

*) Eine Elegie ist ein Gedicht, in welchem der Dichter einfach und natürlich sanfte, größtentheils nehmüthige Gefühle äußert und weckt.

Hans bemerkte es. Seine Verlegenheit stieg höher. Um ihm das Wort Elegie wieder aus dem Sinne zu bringen, sagte ein anderer: Vielleicht hat Herr Hans von Haldungen eine Ode*) lieber?

Bitt' um Vergebung! bitt' um Vergebung! rief Hans, ich halts mit dem Alten; die Mode hab' ich — hab' ich — nicht ein Bischen lieb.

(Ein neues Lächeln; neue Verlegenheit bey Hansen).

Ohne Zweifel, sprach jetzt ein dritter, liebt unser Gast vorzugsweise die Idyllen (Schäfergedichte).

O ja, stotterte Hans, ich war von Kindheit auf ein großer Freund von Tille; sie wächst in meinem Garten in Menge.

Das Lächeln verwandelte sich in lauteres Lachen. — Die Gesellschaft befand sich, Hansens wegen, in keiner geringen Verlegenheit. — Diese Arten von Gesängen, sprach jetzt ein vierter, kennt Herr von Haldungen ohne Zweifel nicht. Mit einer Epopäe (Heldengedicht) wird ihm vielleicht mehr gedient seyn.

Sie haben Recht, versetzte Hans, diesen Sang kenn' ich besser. Sie meynen doch das Wiegenliedlein:

*) Unter der Ode versteht man ein Gedicht, worin starke Gefühle in einer erhabenen und begeistrungsvollen Sprache ausgedrückt werden.

Ein

Eia popeia!
Was raspelt im Stroh? —
Die Mäuse sind drinnen,
Sie haben kein' Schuh,
Der Schuster hat Leder,
Kein' Leisten dazu! —

Nein, nein, Herr von Haldungen, rief ein fünfter, eine Epopäe heißt zu deutsch ein Heldengedicht. Es werden darin die Thaten großer Helden dichterisch erzählt.

Ach so! sagte Hans; so was hab' ich schon gelesen. Ein gewißer Leim —

Sie wollen vielleicht Gleim sagen?

Richtig! — Also dieser Gleim hat solcher Dinger, Epuletts, oder wie sie heissen, mehrere gemacht; er preißt darin himmelhoch die Großthaten der Preußischen Helden.

Um Vergebung, Herr von Haldungen, versetzte Einer von der Gesellschaft, das sind Kriegslieder, noch keine Heldengedichte; diese Gedichte sind viel länger, als die Gleimschen Lieder.

Ich dächte, sagte ein anderer, wir unterhielten uns mit dem Herrn von Haldungen über andere Gegenstände; er scheint kein großer Freund von den Musen und von Apollo zu seyn.

Bitt' um Vergebung! bitt' um Vergebung! rief Hans; ich bin ein gar großer Freund von

Muß, besonders von Pflaumenmuß; und in Apolda bin ich auch gewesen.

Man kann sich leicht denken, was dergleichen poßierliche Reden für Eindruck auf die Gesellschaft machen mußten. Nie befand sich Hans in größerer Verlegenheit und Angst, nie schämte er sich vor sich selbst so sehr, als jetzt. — So bestraft sich Unwissenheit und Geschmacklosigkeit. Er wäre ein Gegenstand des größten Gelächters gewesen, hätte er sich nicht in einer so billig denkenden Gesellschaft befunden. Man verschonte ihn jetzt weiter mit allen Fragen, deren Beantwortung für ihn eine Unmöglichkeit war. Es wurde ein Theil des komischen Heldengedichtes: der Rennomist von Zachariä, vorgelesen. Hansen gefiel das Vorgelesene, in so weit er es verstand, über die Maßen. Er wunderte sich baß darüber, daß sich in Büchern so viel Interessantes finden könne. Sein Bruder kam herbey. Er wunderte sich, Hansen in der Gesellschaft zu treffen. Jetzt gewann die Unterhaltung erst rechtes Leben. Unter den feinsten, geistreichsten Vergnügungen verschwanden ein Paar Stunden wie Minuten.

Hans erholte sich allmählich von seiner Beklommenheit und Angst, und da man ihn liebreich behandelte, befand er sich bald so wohl, daß er der letzte war, der den Ort verließ, wo sich die Gesellschaft versammelt hatte. Zu Hause dachte er über das vorgefallene mehr nach. „O ich Dumm=

kopf! ich Dummkopf! rief er aus, wie konnte ich doch bisher meine Ausbildung so sehr vernachläßigen! Welch' ein Leben, das die Mitglieder dieser Gesellschaft führen, verglichen mit meinem Roß- und Hundeleben! Muß ich mich nicht tief in die Seele hinein schämen, wenn ich mich Dummkopf mit ihnen vergleiche!" — — Hans bat seinen Bruder, mit ziemlicher Demuth, ihm zu rathen und zu helfen. „Ich will mir mehr Bildung erwerben! sagte er; rathe mir, lieber Bruder, wie ich das anzufangen habe. Ich will länger kein Dummkopf bleiben!"

Theobul that alles, was in seinen Kräften stand. — Nie ist aus Hans ein sehr feiner, gebildeter Mann geworden; aber er erwarb sich doch, mit großer Anstrengung, so viele Kenntnisse und Geschmack, daß er sich in bessere Gesellschaften wagen, an ihren Gesprächen Theil nehmen, und wenigstens einen Vorschmack von den reinen Freuden haben konnte, die dem Gebildeten einen veredeltern Geschmack und den Besitz feinerer Kenntnisse gewähren.

Kunststücke.

Wie kann man mit einem leeren Glase einen mehrere Pfund schweren Körper in die Höhe heben?

Man verdünne die Luft in einem Weinglase durch angezündetes Papier, lege dann ein feuchtes Leder auf einen glatten ebenen Körper, z. B. auf eine metallene Platte, und drücke das Weinglas darauf fest an, so wird dieses mit der Platte stark zusammenhängen, so, daß man dieselbe, wenn sie auch einige Pfund schwer ist, durch das daran hangende Glas in die Höhe heben kann.

2.

Wie kann man mit trocknen Fingern einen Ring aus einer Schale ziehen, die mit Wasser gefüllt ist?

Man nehme eine flache ebene Schale, gieße ein halbes Kelchglas Wasser darein, und lege in dasselbe einen Ring. Solchen nun herauszunehmen, ohne den Finger ins Wasser zu tauchen, werfe man in das wieder ausgetrocknete Glas ein angezündetes Papier, und sobald dieses verlischt, stürze man das Glas umgekehrt ins Wasser.

Der Erfolg davon wird seyn, daß das Wasser insgesamt aus der Schale hinauf ins Glas steigen, und die Schale ganz ausleeren wird, da man denn den Ring, dem Versprechen gemäß, mit trocknem Finger aus der Schale ziehen kann.

3.

Wie kann eine unsichtbare Schrift auf Glas geschrieben werden?

Man macht einen Griffel von spanischer Kreide, schreibt, was man will, damit auf Glas, und wischt auf eine leichte Art die Schrift wieder mit einem leinwandenen Läppchen ab. Will man solche dann sichtbar machen, so darf man nur auf das Glas hauchen. Die Schrift kann oft sichtbar gemacht werden, und verschwindet jederzeit wieder.

4.

Wie kann man eine mit Bier angefüllte Glasbouteille an die Wand hängen und daran zerschlagen, so, daß das Bier an der Wand hängen bleibe?

Man nehme eine kleine Glasbouteille und stecke eine Kälberblase herein, die man vorher naß wohl zerrieben hat. Die Blase blase man auf, so, daß sie den Raum des Glases ausfüllt. Das offene Ende der Blase muß man oben um den Hals der Flasche auf eine nicht merkliche Art anbinden, und nun Bier hereinfüllen, dann die Flasche mit einem Stöpsel verstopfen. Darauf wird eine Schlinge von Bindfaden um den Hals befestigt und die Bouteille

an einem Nagel oder Haken an der Wand angehängt. Schlägt man nun mit einem Hammer den Bauch der Flasche entzwey, so fallen die Stücke davon herunter, und das Bier bleibt in der Blase am Nagel hangen.

5.

Eine geheime Schrift auf ein Ey zu schreiben.

Man nehme zu diesem Ende Alaun und Galläpfel, stoße beydes zu einem recht feinen Pulver und gieße dann scharfen Weineßig darauf, daß es wie eine Dinte werde. Mit dieser Flüßigkeit schreibe man auf die äußere Schale des Eyes, was man will, und lasse es trocken werden.

Wenn diese Schrift trocken worden ist, so muß das Ey noch in Salzwasser oder guten Eßig gelegt werden, in welchem es vier Tage lang bleiben soll. Nach Verlauf dieser Zeit kann man es wieder herausnehmen und abtrocknen lassen, und man wird nicht das Geringste von einer Schrift darauf erblicken. Wenn man nun das darauf geschriebene zum Vorschein bringen und lesen will, so muß man das Ey kochen und die Schalen davon ablösen, worauf die Schrift auf dem harten Weißen des Eyes zu lesen seyn wird.

6.

Eine Lampe zuzurichten, bey welcher alle Anwesende mit einer Todtenfarbe erscheinen.

Man gieße etwas starken Weingeist in eine

porcelainene Unterschale, thue etwas Küchensalz mit ein wenig Schwefel vermischt darein, und rühre alles wohl durcheinander; darauf lege man einen baumwollenen Docht herein, und zünde ihn an. Geschieht dieses Abends, wenn alle sonstigen Lichter ausgelöscht worden sind, so werden alle Umstehenden an Farbe den Todten gleich aussehen.

Wortwechsel oder Charaden.

1.

Ein dreysylbiges Wort.

Die erste Sylbe ist ein Buchstabe; die zwey letzten Sylben der Name eines kleinen Vogels, der gern Nußkerne und Talg frißt; das ganze Wort ist der Name eines sehr geschäfftigen Insekts.

2.

Ein zweysylbiges Wort.

Die erste Sylbe ist ein Buchstabe; die zweyte bedeutet etwas, womit sich viele Thiere wehren und woraus verschiedene Sachen verfertigt werden; das ganze Wort ist der Name eines Baumes.

3.

Ein dreysylbiges Wort.

Die erste Sylbe bedeutet etwas, was man hie und da bey der Kindererziehung für unentbehrlich hält; die zwey letzten Sylben sind der Name eines Raubvogels, und das ganze Wort ist auch der Name eines Raubvogels.

4.

Ein dreysylbiges Wort.

Die erste Sylbe ist ein Buchstabe, die zweyte das nemliche; die dritte ein persönliches Fürwort und das ganze Wort der Name eines ausländischen Vogels.

5.

Die erste Sylbe bedeutet etwas, womit Schiffe befestigt werden, die zweyte Sylbe ist ein Buchstabe; das ganze Wort ein Vogel.

6.

Ein viersylbiges Wort.

Die zwey ersten Sylben sind etwas, was man häufig trinkt, die zwey letzten ein Kleidungsstück; das ganze Wort bedeutet eine Naturerscheinung bey Regenwetter.

7.

Ein zweysylbiges Wort.

Die erste Sylbe zeigt den Grad der Wärme eines Körpers an, die zweyte ist ein Buchstabe, und das ganze Wort bedeutet einen erquickenden Zufluchtsort bey großer Hitze.

8.

Ein dreysylbiges Wort.

Die erste Sylbe ist etwas sehr zerbrechliches, welches man beynahe in allen Häusern antrifft, mit den zwey letzten Sylben bezeichnet man eine kleine

Wohnung, und das ganze Wort bedeutet ein Gebäude, worin das erste bereitet wird.

9.

Ein zweysylbiges Wort.

Das Wort ist der Name eines Nagethieres; setzt man statt des ersten Buchstaben einen andern, so bedeutet dann das Wort einen äußern Theil des menschlichen Körpers.

10.

Ein zweysylbiges Wort.

Mit der ersten Sylbe pflegt man den Knall einer Pistole oder Flinte auszudrücken; die zweyte Sylbe ist ein deutscher Artikel und das ganze Wort bedeutet etwas, dessen man sich beym Kopfputze, mehr zur Verunstaltung als Verschönerung des Haars, bedient.

11.

Ein zweysylbiges Wort.

Die erste Sylbe zeigt etwas an, was man in Scheunen und Ställen in Menge findet, die zweyte etwas, worin man Getreide und andere Sachen aufbewahrt; das ganze Wort bedeutet etwas, worauf sichs am gesündesten schläft, worauf aber verzärtelte Menschen gewöhnlich nicht liegen wollen.

12.

Ein dreysylbiges Wort.

Die zwey ersten Sylben bedeuten einen äußern Theil am menschlichen Körper, die dritte Sylbe eine

Farbe. Das ganze Wort ist eine gar üble Eigenschaft vieler Menschen, besonders Kinder.

13.

Ein zweysylbiges Wort.

Die erste Sylbe ist ein Buchstabe, die zweyte das nemliche und das ganze Wort der Name eines ansehnlichen Flusses in Deutschland, dessen Ursprung jeder anzugeben wissen wird, der in der Geographie sich etwas umgesehen hat.

14.

Ein zweysylbiges Wort.

Die erste Sylbe ist ein Buchstabe, der zweyte ein deutscher Artikel, das ganze Wort der Name eines Flusses in Deutschland.

15.

Ein dreysylbiges Wort.

Die erste Sylbe ist der Name eines Monates, die zwey letzten Sylben zeigen etwas aus dem Pflanzenreiche an und das ganze Wort bedeutet eine Blume.

16.

Ein zweysylbiges Wort.

Mit der ersten Sylbe wird oft das Bellen der Hunde ausgedrückt, die zweyte Sylbe ist ein Buchstabe; das ganze Wort zeigt etwas an, womit viele ihren Kopf bedecken.

17.

Ein einsylbiges Wort.

Es bedeutet erstens ein ansteckendes Uebel, um dessen Abwendung in vielen Kirchen gebetet wird; zweytens ist es der Name einer Ungarschen Stadt an der Donau.

18.

Ein zweysylbiges Wort.

Es bedeutet etwas, was man im Winter nicht gut entbehren kann, im Sommer hingegen fast gar nicht braucht, und das Wort ist auch der Name einer Ungarschen Stadt an der Donau.

19.

Ein einsylbiges Wort.

Es ist der Name einer sehr großen Stadt an der Donau, verwechselt man die zwey mittlern Buchstaben mit einander, so zeigt das Wort ein Getränke an, das für Erwachsene, besonders Alte, stärkend, für junge Personen aber eben nicht gesund ist.

20.

Ein viersylbiges Wort.

Die zwey ersten Sylben zeigen etwas an, was besonders der Landmann bey großer Hitze herbey wünscht; die zwey letzten bedeuten eine Art Gewehr, welches bey Wilden sehr üblich ist; das ganze Wort drückt eine sehr schöne Naturerscheinung aus.

21.

Ein zweysylbiges Wort.

Es zeigt eine Art von Bewegung an, nimmt man den ersten Buchstaben weg, so bedeutet es einen Zustand der Ruhe.

22.

Ein zweysylbiges Wort.

Die erste Sylbe ist ein Buchstabe, die zweyte ein deutscher Artikel, das ganze Wort bedeutet eine Handlung, die der Feindschaft vorhergeht, oft aber auch durch sie verursacht wird.

23.

Ein einsylbiges Wort.

Es bedeutet etwas, worauf man sich im Winter gern belustigt, setzt man einen Buchstaben hinzu, so zeigt dann das Wort eine ausländische Feldfrucht an, die man aber in Europa häufig genießt; und hängt man noch einen Buchstaben an, so bedeutet das Wort einen Mann von hohem Alter.

24.

Ein zweysylbiges Wort.

Durch die erste Sylbe wird ein Laster ausgedrückt; durch die zweyte ein Theil am thierischen Körper und durch das ganze Wort, ein Mensch, der jenes Laster an sich hat, und den weder Menschen noch Thiere lieben.

25.

Ein dreysylbiges Wort.

Die zwey ersten Sylben bedeuten etwas, was man beym Schreiben nöthig hat, die letzte Sylbe etwas, worin man flüßige Sachen aufbewahrt, das Ganze etwas, worin sich gewöhnlich das erstere befindet.

26.

Ein einsylbiges Wort.

Es bedeutet ein schädliches Nagethier, verwandelt man den ersten Buchstaben in einen andern, so entsteht daraus der Name eines Insektchens, das man nicht gern auf dem Körper hat.

27.

Ein dreysylbiges Wort.

Die erste Sylbe bedeutet ein wiederkäuendes Thier; die zwey letzten eine Art Insekten, das ganze Wort ist auch ein Insekt.

28.

Ein zweysylbiges Wort.

Die erste Sylbe ruft man einem zu, den man zum Stehen bringen will, die zweyte Sylbe ist die Benennung alter Rittersitze, das ganze Wort ist der Name eines berühmten Schlosses bey Eisenach.

29.

Ein zweysylbiges Wort.

Es bedeutet etwas, was man beym Schrei-

ben gewöhnlich nöthig hat, verwandelt man den ersten Buchstaben in einen andern, so drückt das Wort dann etwas aus, was der Schuster nicht entbehren kann.

30.

Ein viersylbiges Wort.

Die zwey ersten Sylben bedeuten etwas aus dem Mineralreiche, die zwey letzten etwas, welches gewöhnlich aus diesem Metalle gemacht ist, und das ganze zeigt ein Gebäude an, worin das erstere zubereitet wird.

31.

Ein zweysylbiges Wort.

Die erste Sylbe drückt etwas aus, woraus man viel Belehrung und Vergnügen schöpfen kann; die letzte etwas, dessen sich besonders alte Personen bedienen; das ganze Wort bedeutet etwas, welches in dem ersteren in großer Menge angetroffen wird.

32.

Ein dreysylbiges Wort.

Die zwey ersten Sylben zeigen eine Art von Nagethieren an, die letzte Sylbe drückt einen Theil am menschlichen Körper aus; das ganze Wort ist ein Spottname, den man gewöhnlich leichtsinnigen, flatterhaften Personen beylegt.

33.

Ein zweysylbiges Wort.

Die erste Sylbe ist ein Getränke, die zweyte

etwas, was man gewöhnlich auf Reisen mitnimmt, das ganze Wort ein Gewächs, welches diejenigen Früchte trägt, aus welchen jenes Getränk bereitet wird.

34.

Ein dreysylbiges Wort.

Die erste Sylbe zeigt den Gefährten des Feuers, die zwey letzten ein Gewächs an, ohne welches viele Menschen kaum leben können; das ganze Wort ist auch ein Gewächs, dessen Genuß zwar sehr gewöhnlich, aber der Gesundheit in den meisten Fällen nicht zuträglich ist.

Räthsel (von S——a.)

35.

Ich bin ein Körper, du haschst mich nicht,
Bin Feuer, und brenn dich nicht;
Geh nur bey Nacht und Nebel aus,
Verbreite um mich Schreck und Graus,
Bewege mich leicht hin und her,
Bin jetzo noch und gleich nicht mehr.
Der Kluge lacht, wenn er mich sieht,
Der Dumme zittert und entflieht.

36.

Ich bin im ganzen Wasserreich,
Der einzige, der, Nachtigallen gleich,

Meist

Meist Abends seine Stimm' erhebet
Und so die todte Flur belebet.
Ich deute, was nicht jeder kann,
Der Zukunft dunkle Zeiten an.
Sehr vielen bin ich äusserst ekelhaft,
Jedoch, gut zugerichtet, schafft
Ein kleiner ekler Theil von mir,
Den besten Leckerbissen dir.

37.

So oft du mich betrachtest, fließen
In ungewöhnlich starken Güssen,
Die Thränen aus dem Auge dir,
Auch mein Geruch erpreßt dir Zähren;
Dem Gaumen kann ich Sonderliches nichts gewähren,
Doch dien' ich dir zu Allerley,
Als Nahrung giebst du mir
In deinem Magen gern Quartier.

38.

Selbst farbenlos, zeig ich mich nur am Morgen
Im schönsten Farbenglanze dir,
Muß ich die ganze Pracht gleich nur von Andern borgen:
So gleicht an Glanz kein Diamant doch mir.
An Feuer, wie an Wasser reich,
Erschein ich dir im Gras, an jeglichem Gesträuch.
Du staunst und freu'st dich über mich,
Doch hab ich keinen Werth für dich.

39.

Wir sind durchs Blut einander nah verwandt,
Doch leben wir, wie weit und breit
Schon längst bekannt,
Nie ganz in Ruh und Einigkeit.
Du nährst mit deinem Besten mich,
Ich quäle unaufhörlich dich
Dafür, doch kriegst du mich einmal beym Kopf,
Dann weh! ach weh mir armen Tropf!
Denn ohn' Pardon
Wird mir der Tod zum Lohn.

40.

Mein erstes Daseyn danke ich der Erde,
Die mütterlich mich nährt, mich prächtig schmückt,
ich werde
Die Speise eines Thiers, das bald
In sehr veränderter Gestalt
Mich von sich giebt.
Wenn dirs beliebt,
So kannst du gleich im Fließen
Als Labetrank mich schon genießen;
Um aber mich bequemer noch zu essen
Machst du durch Kochen und durch Pressen
Nicht selten meinen Körper dicht.
Doch eilst du nicht,
Mich zu verzehren;
So bringe ich, ob es dir gleich mißfällt,
In ungeheuren Heeren
Mir meine Fresser selbst zur Welt.

41.

Ich komme vom Fleisch,
Und bin kein Fleisch,
Erschein jedoch, wenn es dir so gefällt
Als Fleisch der ganzen Welt.

42.

Wer mich beißt, den beiß ich wieder,
So daß ihm die Augenlieder,
Voll von heißen Zähren stehn,
Willst du ohne Zahn und Bein
Nicht von mir gebissen seyn,
Gut, so laß mich ruhig gehn.

43.

Ich bin ein Ding
An sich gering
Und gar von keinem Werth;
Doch kann ich, wenn man es begehrt
Den armen Nachbar, der daneben
Mir steht, sogleich in größern Rang erheben.

44.

Hab ich gleich keine Zunge
Und fehlet mir die Lunge,
So ahm ich dennoch Alles deutlich nach,
Was deine Zunge sprach.
Dein Ohr vernimmt sehr gut, was meine Stimme spricht,
Dein Auge sieht mich ewig nicht.

45.

Ich habe Farbe und Gestalt, und bin doch kein Körper, richte mich immer nach andern Körpern und verändre mich wohl oft hundertmal in einer Stunde, ich kann stille stehen, gehen, hüpfen, wie der Blitz über Berg und Thal laufen, du siehst dieß alles, bin nahe bey dir, oft an dir und du kannst mich nicht greifen.

Auflösung der Charaden und Räthsel.

1. Die Ameise.
2. Das Ahorn.
3. Der Stockfalke.
4. Das Kakadu.
5. Die Taube.
6. Die Wasserhose.
7. Die Laube.
8. Die Glashütte.
9. Der Hase.
10. Der Puder.
11. Der Strohsack.
12. Der Näseweiß.
13. Die Elbe.
14. Die Oder.
15. Die Mayblume.
16. Die Haube.
17. Pest.
18. Ofen.
19. Wien.
20. Der Regenbogen.
21. Fliegen.
22. Hader.
23. Das Eis.
24. Der Geitzhals.

25. Das Dintenfaß.
26. Die Maus.
27. Der Roßkäfer.
28. Wartburg.
29. Die Feder.
30. Der Eisenhammer.
31. Der Buchstab.
32. Der Hasenfuß.
33. Der Weinstock.
34. Der Rauchtoback.
35. Das Irrlicht.
36. Der Frosch.
37. Der Meerrettig.
38. Der Thautropfen.
39. Der Floh.
40. Das Gras; Milch; Käse.
41. Das Ey.
42. Der Rettig.
43. Die Null.
44. Das Echo.
45. Der Schatten.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Glatz, Jakob,

Das rothe Buch oder Unterhaltungen für Knaben und Mädchen ein Lesebuch, mit Rücksicht auf das Alter der Leser bearbeitet

Bd.: 4

Reutlingen 1801

Paed.pr. 1233-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759806-4